

Besprechungen

Orden und Spiritualität

LEUGERS, Antonia: *Gegen eine Mauer bischöflichen Schweigens*. Der Ausschuß für Ordensangelegenheiten und seine Widerstandskonzeption 1941 bis 1945. Frankfurt am Main 1996: Verlag Josef Knecht. 559 S., kt., DM 98,- (ISBN 3-7820-0746-8).

Nach ihrer Dissertation „*Georg Angermaier 1913–1945. Katholischer Jurist zwischen Nationalsozialistischem Regime und Kirche. Lebensbild und Tagebücher*“ sorgt die Verfasserin mit dem Buch „*Gegen eine Mauer bischöflichen Schweigens*“ weiter für Diskussionsstoff in der Frage nach der Rolle der katholischen Kirche während der Zeit des Dritten Reiches. Leugers greift anhand der Leitfragen „Kompromiß oder Konfrontation“, Wahrung der Kirche als Institution oder Protest der Kirche gegen die Verbrechen des NS-Regimes, das gespannte Verhältnis zwischen Bischöfen und Ordensgemeinschaften auf.

Im ersten Teil charakterisiert Leugers, mittels eingehender soziologischer Studien den Untergrund und die Beschaffenheit der bischöflichen „Schweigemauer“. Die damalige Deutsche Bischofskonferenz, allen voran ihr Vorsitzender, der Breslauer Kardinal Bertram, erscheint in ihrer Beschreibung als Zusammenkunft mehr oder weniger vergreister Männer (ermitteltes Durchschnittsalter: zwischen 61 und 64 Jahre), die, aufgrund ihrer meist provinziellen Herkunft und ausschließlich kirchlichen Sozialisation (mit entsprechend einschränkenden Folgen für ihr Gottes-, Welt- und Menschenverständnis), den Erfordernissen der sich so dramatisch verändernden politischen und gesellschaftlichen Situation im Deutschen Reich nach der Machtübergabe an Hitler nicht gewachsen sein konnten.

Dem solchermäßen statisch „agierenden“ deutschen Episkopat stellt Leugers im zweiten Teil ihres Buches die Mitglieder des „Ausschusses für Ordensangelegenheiten“ (Preysing, Dietz, Siemer, Rösch, Braun, König, Angermaier) gegenüber, die sie als dynamische, überaus spannungsgeladene und mit außerkirchlichen Erfahrungen vertraute Persönlichkeiten nachzeichnet. Für diese Männer stand die Kirche nicht als pastorale Institution, sondern die Kirche als Kirche für andere im Mittelpunkt, in der sich Christsein in der Tat für den Nächsten – und das auch über die (eigene) Kirche hinaus – zu realisieren hatte, die das Martyrium nicht scheut.

Während der deutsche Episkopat in seiner Mehrheit trotz aller gegenteiligen Erfahrung darauf vertraute, daß Staat, Verwaltung, Justiz und Bürokratie noch geregelt funktionierten, und der Auffassung war, die bestehenden Unstimmigkeiten mit dem NS-Staat könnten beseitigt werden, suchten die Mitglieder des Ordensausschusses ihnen klarzumachen, welch tödliche Folgen diese Fehleinschätzung der offenkundigen Realität des NS-Staates für die Kirche als Ganzes haben würde. Die Bischöfe von Berlin und Fulda, Preysing und Dietz, blieben lange Zeit die einzigen Vertreter innerhalb des deutschen Episkopates, die sich offen von der ängstlichen, übervorsichtigen Politik ihres Vorsitzenden Kardinal Bertram distanzieren.

Zum Eklat kam es, als Bischof Preysing auf der Fuldaer Bischofskonferenz des Jahres 1940 die Geburtstagsglückwünsche von Bertram an Hitler (die dieser im Namen des ganzen deutschen Episkopates übermittelt hatte) und damit die Auffassung der schweigenden Mehrheit der Mitglieder als gravierenden Fehler brandmarkte. Das Entsetzen seiner Bischofskollegen bezog sich dabei nicht auf den Inhalt der Kritik Preysings, sondern auf die Tatsache des öffentlichen Widerspruchs gegen den Vorsitzenden und mobilisierte das Angstgespenst vom Ende der bischöflichen Einmütigkeit (die es so jedoch nie gegeben hatte).

Die Unfähigkeit des deutschen Episkopates zu konstruktiver, kritischer Auseinandersetzung in den eigenen Reihen war einer der mächtigsten Erfolgsfaktoren der nationalsozialistischen Kirchenkämpfer, denen es so gelang, der Kirche eine Bastion nach der anderen zu entreißen. Auf die Furcht der Bischöfe, daß bei einem öffentlichen Auftreten gegen das na-

tionalsozialistische Unrecht die Kirche zerschlagen und ihr somit die Möglichkeit genommen werde, „für das Heil der Seele zu wirken“, konnten sich die mit dem Kampf gegen die Kirche betrauten Nationalsozialisten verlassen.

Daß sie aufgrund dieser Furcht wie bereits verlorene Vorposten der Kirche nahezu kampflös von ihren Bischöfen den Nationalsozialisten preisgegeben wurden, mußten spätestens ab 1940 im sogenannten „Klostersturm“ immer mehr Ordensgemeinschaften schmerzhaft erfahren. Die Orden galten den Nationalsozialisten als unerwünschte Gegenwelt zur NS-Gesellschaft und als „Bollwerke“ der katholischen Kirche. Auf dem Höhepunkt des NS-Klostersturmes, im Frühsommer 1941, fand auch die alljährliche Plenartagung der Fuldaer Bischofskonferenz statt, auf der schließlich dem Drängen der verfolgten Ordensleute nachgegeben und die Bildung des „Ausschusses für Ordensangelegenheiten“ beschlossen wurde. Mit den Patres Braun, Rösch und Siemer befanden sich im neugegründeten Ausschuß auch die zentralen Persönlichkeiten der 1940 (durch Selbstauflösung) aufgelösten Superioren-Vereinigung. Binnen kurzem entwickelte sich der Ausschuß für Ordensangelegenheiten zum einzigen überregionalen kirchlichen Gremium, das ausdrücklichen *Widerstand* gegen den NS-Staat und seine unmenschlichen Praktiken leistete. Wenn es in der Folge irgendwo im Reich nennenswerten – und erfolgreichen – kirchlichen Widerstand gegen NS-Maßnahmen gab, trug dieser nicht selten auch die Handschrift des Ordensausschusses, dessen Mitglieder nicht müde wurden, die deutschen Bischöfe von ihrem „entsetzlichen Schweigen“ abzubringen. Neben diesen zermürenden Bemühungen knüpften die Männer des Ordensausschusses auch enge Kontakte zu den politischen Widerstandskreisen jener Jahre.

Nach dem Scheitern des Attentates auf Hitler am 20. Juli 1944 sahen sie keine Möglichkeit mehr, ihre Arbeit fortzusetzen. Die Ordensleute des Ausschusses tauchten entweder unter oder wurden verhaftet. Die Verbindung der Bischöfe Preysing und Braun zum Widerstand wurden von der Gestapo nicht ausfindig gemacht. Einer der genialsten Köpfe des Ausschusses, Dr. Georg Angermaier, kam bei Kriegsende bei einem mysteriösen Unfall ums Leben. Nach dem Krieg geriet die Arbeit des Ausschusses für Ordensangelegenheiten in Vergessenheit. Nicht zuletzt wohl deshalb, weil die öffentliche Würdigung seiner Arbeit gleichzeitig das Eingeständnis schwerer Versäumnisse seitens des deutschen Episkopates während der NS-Diktatur nötig gemacht hätte. Dafür aber war kein Platz in einer Zeit, in der sich vor allem die katholische Kirche mit ihren Oberhirten als einzig intaktgebliebene moralische Institution den verzweifelten Menschen darzustellen vermochte.

Das „bischöfliche Schweigen“ zu diesen Fehlern und Versäumnissen wurde erst 50 Jahre nach dem Ende der NS-Schreckensherrschaft durch die Erklärung des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz im Januar 1995 gebrochen. Insofern bedeutet das Buch von Antonia Leugers sicher eine höchst aktuelle, wissenschaftlich fundierte Belegung der Diskussion um die Rolle der katholischen Kirche unter der Hitler-Diktatur. Es beleuchtet die größte Schwachstelle der katholischen Kirche bei der Abwehr der nationalsozialistischen Kirchenkampfmaßnahmen im Dritten Reich und macht deutlich, zu welch anderen Formen des Widerstandes sie durch eine entschiedene Verteidigung ihrer stärksten Keimzellen, der katholischen Ordensgemeinschaften, potentiell in der Lage gewesen wäre.

Die detaillierte Aufschlüsselung der soziologischen Daten, der ebenso detaillierte chronologische Datenüberblick im Anhang des Buches verleihen den Folgerungen und Thesen der Autorin ein überzeugendes Gewicht. Nicht zu vergessen ist die Unmenge bislang unbekannter Quellen, die von Antonia Leugers (in sicher mühsamer Kleinarbeit) entdeckt und erschlossen wurden.

Das Buch gehört in die Bibliothek einer jeden Ordensgemeinschaft, die sich realistisch mit der Geschichte der Beurteilung und Inschutznahme ihrer Lebensform durch die kirchliche Hierarchie auseinandersetzen will. Unter diesem Blickwinkel bekommt die „Mauer bischöflichen Schweigens“ von Dr. Antonia Leugers meines Erachtens auch eine nicht zu unterschätzende Brisanz in der gegenwärtigen Situation der katholischen Ordensgemeinschaften.
Jonathan Düring OSB

Gott wird sorgen. Geschichte der Franziskanerinnen von Heythuysen (Niederlande) in Deutschland; Nonnenwerth und Lüdinghausen. Redaktion: Sr. Ursula OSTERMANN. Aachen 1995: Einhard Verlag. 458 S., geb., DM 34,80 (ISBN 3-930701-138).

In Deutschland haben sie sich vor allem durch ihre erzieherische wie pflegerische Tätigkeit einen Namen gemacht: die Franziskanerinnen von Heythuysen (Niederlande), die hierzulande größtenteils im Rheinland angesiedelt sind. Die Geschichte der Kongregation, die zu der Vielzahl der Gemeinschaften des regulierten Dritten Ordens der franziskanischen Familie gehört, beschreibt vorliegende umfassende Darstellung. Außer der Ordensgeschichte werden auch die Arbeitsbereiche der Schwestern detailliert dargestellt. Das Buch beschreibt neben dem Dienst an der Schule und der Krankenpflege, einschließlich der Arbeit mit Behinderten, auch die Missionstätigkeit in Deutsch-Südwestafrika (dem heutigen Namibia), wo die Schwestern von 1904 bis 1923 wirkten. Des weiteren erhält der Leser Aufschluß über die Spiritualität und das Verständnis der evangelischen Räte in Geschichte und Gegenwart. Auch das Klosterleben, wie es einstmal war, schildert das Buch. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang ein Glossar, das viele interne Begriffe aus dem Ordensleben aufführt und zeigt, daß sich in einem Kloster mitunter eine ganz eigene Terminologie entwickeln kann. Ein geschichtlicher Abriss widmet sich dann der Ausbildung – Postulat, Noviziat und Juniorat – der Ordensfrauen. Schließlich geht es auch um die künstlerische Tätigkeit der Franziskanerinnen.

Das Buch gewährt also einen umfassenden Einblick in die Art des Ordenslebens der Franziskanerinnen von Heythuysen vor allem in früherer Zeit. Diese freilich ist im großen und ganzen repräsentativ für das damalige Klosterleben überhaupt. Mithin kann sich der interessierte Leser der Gegenwart durch die Lektüre des Buches anschaulich ein Bild vom Ordensleben längst vergangener Tage machen.

Raymund Fobes

SENSEN, Josefine: *Schwester Demetria Sensen (1911–1953) Missionarin des Leidens.* Ein Lebensbild in Berichten, Selbstzeugnissen und Dokumenten. Langwaden 1996: Bernardus-Verlag. 113 S., kt., DM 14,80 (ISBN 3-910082-39-4).

Warum läßt Gott den Gerechten leiden? Diese Grundfrage religiösen Lebens läßt sich nur schwer auf dem Weg theologischer Traktate angehen. Eingehender ist das Zeugnis derer, die selbst gelitten haben – und damit im Leiden einen Sinn erahnen konnten. Auf diesem Hintergrund ist das vorliegende Buch über den Lebens- und Leidensweg der Ordensfrau Demetria Sensen, verfaßt von ihrer leiblichen Schwester Josefine Sensen, zu sehen.

Im Jahr 1911 in der Nähe von Oberhausen im Ruhrgebiet geboren und aufgewachsen in einer traditionell katholischen Familie, trat Demetria Sensen 1930 in die Ordensgemeinschaft der Schwestern der Göttlichen Vorsehung ein – und sollte ab 1934 auf einer Krankenstation in Brasilien arbeiten. Dort wurde sie jedoch selbst bald schwer krank und sollte sich nie mehr erholen. 18 Jahre lang – von 1935 bis 1953 – dauerte ihre Leidenszeit, in der sie sich nicht weniger als 168 Operationen unterziehen mußte. Sie nahm das Leiden an, weil es Gottes Wille war. Dabei half ihr das Gebet, die Begegnung mit dem, der um das Leiden weiß, weil er selbst gelitten hat. Doch war sie nicht die immer lächelnde Leidende, der all der Schmerz nichts ausgemacht hat. Schwester Demetria hatte auch Zeiten, in denen sie sich nach dem erlösenden Tod gesehnt hat. Doch hat sie im letzten das Leid angenommen.

Obwohl das Buch ein bemerkenswertes Zeugnis zeigt, sind doch einige Anfragen an den Text zu stellen. Beispielsweise kann der Vorsatz von Schwester Demetria, nie „nein“ zu sagen, zu einer falschen Demut verführen. Und auch die Geschichte aus ihrer Kindheit, wo sie einmal eine Strafe auf sich genommen hat, obwohl sie unschuldig war, sollte nicht dazu verleiten, alles Unrecht als Willen Gottes hinzunehmen. Wie dem auch sei: Der Weg der Leidensbewältigung, den Schwester Demetria gegangen ist, ist Angebot, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Es bleibt Aufgabe des einzelnen, von seinen Erfahrungen her zu überprüfen, ob Schwester Demetrias Weg auch der seine werden kann.

Raymund Fobes

SCHNEIDER, Herbert: *Mitzulieben bin ich da. Leben als Christ nach Johannes Duns Skotus*. Trier 1996: Paulinus Verlag. 96 S., kt., DM 19,80 (ISBN 3-7902-0096-4).

In dem übersichtlichen kleinen Buch soll Duns Skotus, der „Theologe der Liebe“ (21), vorgestellt werden mit seinem Denken, das ganz um die Liebe Gottes und die Mitliebe des Menschen kreist. Dazu wird in den drei Teilen „Gottes Leben als Liebe“, „Die Mit-Liebe des Menschen“, „Der vollkommen mit-liebende Gott-Mensch“ Duns Skotus ausführlich selbst mit seinen Texten zu Gehör gebracht, der Autor beschränkt sich auf kommentierende und zum Teil verbindende Zwischentexte, die leider oft auf Begründungen verzichten und stattdessen die getroffenen Aussagen einfach wiederholen (z. B. 22 f.: „Es mag ungewohnt erscheinen zu hören, daß Gott sich selbst liebt, wo wir in der Regel nur von der Liebe Gottes zu den Menschen hören und reden. Schauen wir aber unverstellt auf Gott, so müssen wir sagen: Ja, Gott ist zuallererst höchste Selbstliebe oder er wäre gar nicht Gott“). Hingegen sind die notwendigen philosophischen Begriffe leicht eingänglich erklärt (z. B. 34: Transzendentalien).

Die „positive Theologie“ (34) des Duns Skotus, die in ihrer Weitherzigkeit alle Menschen einschließt, die nur irgend das Gute suchen und so nach Skotus schon als Mitliebende auf dem Weg zurück zu Gott sind (vgl. 36 f.), möchte der Autor herausarbeiten. Diese positive Sicht der gesamten Wirklichkeit hat ihre Mitte in der Liebe, die die „Gestaltwerdung des Menschen, wie Gott ihn will“ (66) ist: Gott selbst ist Liebe, er liebt sich selbst, und er möchte Mitliebende seiner Liebe, darum erschafft er die Menschen. Der Mensch, der auf Gottes Liebe antwortet, möchte seinerseits, daß andere Menschen Gott lieben, so sucht auch er Mitliebende. Die Beziehung zwischen Gott und dem Menschen erzeugt so eine einzige Liebesgemeinschaft aller. In Vollkommenheit verwirklicht ist diese Liebesbeziehung in Christus. (Leider problematisiert der Autor nicht, daß Skotus in diesem Zusammenhang von Christus als Geschaffenem spricht, vgl. 70). Deutlich wird, daß Skotus ganz von der Schöpfung, nicht von Sünde und Erlösung her denkt, oder wie der Autor formuliert: „Skotus traut Gott nicht das Minimum zu, sondern das Maximum“ (76). Das heißt: der Mensch war von vornherein zur vollendeten Mitliebe in der Gestalt Christi berufen; die Sünde veranlaßt Gott nicht zur Bestimmung Christi, sondern bestimmt nur die Weise, wie die Liebe sich zeigt: das Kreuz. Ohne die Sünde hätte sich die Herrschaft Christi über und in der Schöpfung unmittelbar zeigen können, wegen der Sünde zeigt sie sich im Kreuz und in der Erlösungstat. Nach Skotus hätte aber auch die Erlösung des Kreuzes nicht bedurft, Christus hätte auch einen anderen Weg wählen können. „Er hat dies [den Weg des Kreuzes zu wählen] getan, glaube ich, um uns in seine Liebe zu locken und weil er wollte, daß der Mensch sich noch mehr an Gott halte“ (Skotus, zit. 82). Die Liebe schließt die ganze Schöpfung ein, auch die Tiere und die unbelebte Welt. Sie haben Anteil an der Liebe, weil sie auf den Menschen und über ihn auf Gott ausgerichtet sind (vgl. 91). Treffend faßt der Autor zusammen: „Das Werk der Schöpfung kann nicht mehr mißlingen.“ (75).

Das lehrreiche Buch ist trotz seines packenden Themas nicht leicht zu handhaben: Der Autor hält sich auch in seinen eigenen Texten an die etwas pathetische, z. T. von latinisierten Wortschöpfungen erschwerte Sprache der Übersetzungen der Skotus-Texte (Bsp. 21 f.: freudvollste, auch die konsequente Schreibung Mit-Liebe). Manchmal sagen seine Texte nichts anderes aus als die folgenden oder vorausgehenden Zitate (vgl. z. B. 40). An anderen Stellen findet er jedoch schöne zusammenfassende Formulierungen. Es fehlt im ganzen aber m. E. doch an erklärenden und erläuternden, wo nötig auch problematisierenden Hin- führungen zu den Originaltexten des Duns Skotus. Jessica Weis

BURGGRAF, Jutta: *Teresa von Avila – Humanität und Glaubensleben*. Paderborn 1996: F. Schöningh. 510 S., geb., DM 88,- (ISBN 3-506-71819-3).

Wer sich einen umfassenden Einblick in die geistlich-humane Welt Teresas von Avila verschaffen will, wird nicht davor zurückschrecken, zu dem voluminösen Werk von Jutta Burggraf zu greifen. Schon das fünfseitige Inhaltsverzeichnis läßt vermuten, daß in dieser Monographie nichts Wissenswertes über diese große Heilige ausgelassen ist. Hier nur die vier

Teilüberschriften: Die Persönlichkeit der Heiligen – Die Heilige in ihrem gesellschaftspolitischen Umfeld – Die Heilige in ihrem Umgang mit ihren männlichen Mitarbeitern und Vorgesetzten – Die Heilige in ihrem religiösen Umfeld. Die 2581, manchmal zu kleinen Exkursen ausgeweiteten Anmerkungen zeigen, mit welcher Belesenheit die Verf. alles mit einbezogen hat, was bisher zu Leben und Werk der Heiligen Teresa geschrieben worden ist. Man könnte jedoch stellenweise den Eindruck gewinnen, als käme es der Verf. zu sehr darauf an, möglichst viele Meinungen anzuführen und allen Interpretationsversuchen gerecht zu werden; was dann allerdings für den Leser den Vorteil hat, daß er auf Veröffentlichungen stößt, die ihm bisher entgangen sind. Dennoch werden wir bei der Lektüre immer wieder zum „Formalobjekt“, zur durchlaufenden Perspektive ihres Werkes zurückgeführt: Humanität und Glaubensleben.

In einer „Abschlußreflexion“ wird auf 24 Seiten sehr präzise dargestellt, was das Grundanliegen des Buches ist: herauszuarbeiten, wie Teresa von Avila einen Weg gefunden hat, die Spannung zwischen Gottesbeziehung und Menschennähe in ein positives Spannungsverhältnis zu bringen, in eine Polarität, wo das eine vom andern lebt. Unter dem Leitwort „Humanität durch Gottesbeziehung“ (S. 437) stellt die Verf. deutlich heraus, wie groß in geistesgeschichtlicher Hinsicht der Unterschied ist zwischen einem rein innerweltlichen Humanismus bzw. einem Humanitarismus, der im Glaubensleben ein Hindernis sieht für die Selbstverwirklichung des Menschen, und einer Teresa von Avila eigenen Humanität, die deswegen zur vollen Menschlichkeit heranzureifen vermochte, weil sie in Gott ihre Wurzeln hat.

„Durch den christlichen Glauben gelangte Teresa zu einer Humanität, die in Gott verankert und somit krisenfest und beständig war.“ (S. 438). Die Verf. zeigt im Anschluß an diese Grundaussage thesenartig auf, welche inhaltlichen Aspekte in dieser Aussage berührt sind. Einige Zitate, jeweils den einzelnen Thesen zugeordnet, können noch einmal die Grundzüge der teresianischen Spiritualität erhellen.

1. *Teresa nahm sich in ihrer Geschöpflichkeit an.* „Teresa war eine außergewöhnlich selbständige Frau, doch sie war nicht ‚autonom‘. Sie vertraute nicht nur auf ihre eigenen Kräfte. Im Gegenteil, sie war sich zutiefst bewußt, als Geschöpf in einer radikalen Abhängigkeit von Gott zu stehen, dem sie alles zu verdanken hatte. Und weil sie ganz auf Gott vertraute, deshalb konnte sie schließlich auch auf sich vertrauen“ (S. 438).

2. *Teresa nahm die göttliche Gnade an.* „Nach ihrer Bekehrung überließ sich Teresa immer vollständiger der Gnade Gottes. Wie alle Heiligen, so verhielt sie sich dabei rezeptiv, nicht passiv. Rezeptivität besagt hier ein annehmendes und verinnerlichendes Wirken, das die eigenen Handlungen vertieft und stärkt. Sie kann daher nur als besondere Form der Aktivität, als Ausdruck der Kreativität voll erfaßt werden, was in den zahlreichen Klostergründungen eindrucksvoll veranschaulicht wird“ (S. 439).

3. *Teresa lebte in Bezogenheit auf Gott.* „Weil sie sich von Gott grenzenlos geliebt wußte, konnte sie grenzenlos lieben ... Da ihre Stärke in Gott selbst begründet war, legte sie keinen Wert darauf, vor den Menschen ‚groß‘ zu sein. Eine innige Freundschaft mit Christus befähigte sie dazu, alle unnötigen Bindungen aufzugeben und über die größten Hindernisse hinweg ihren Weg zu gehen ...“ (S. 439f.).

4. *Teresa lebte durch Gott in Bezogenheit auf die Menschen.* „Teresa wußte, was Freundschaft heißt. Sie liebte die Menschen mit einer Herzlichkeit, die in der Gottesbegegnung geläutert und gereift war. Sie ließ sich radikal auf die anderen ein, auf ihre Gefühle, ihre Interessen, Sorgen und Probleme. Da sie mit ihrem tiefsten Verlangen ins Reine gekommen war, erfuhr sie dabei weder sentimentale Verwirrungen noch eine Ablenkung von ihrem großen Sendungsauftrag“ (S. 440).

5. *Teresa gelangte in der Gottesbegegnung zur humanitas.* „Teresa ist durch intellektuelle und moralische Bildung, durch Lebenserfahrung und Erziehung, vor allem aber durch eine außergewöhnliche Gottesnähe zur Reife der Persönlichkeit gelangt. Die Begegnung mit

Gott ermöglichte ihr immer mehr, ‚sie selbst‘ zu sein, ihre Vorzüge spontan und einfach zur Geltung zu bringen. Mit großer innerer Freiheit und unter dem Antrieb der göttlichen Gnade entfaltete sie ihre menschlichen und fraulichen Talente – ohne sich von formalen Bestimmungen und Gesetzen einengen zu lassen“ (S. 441).

6. *Die humanitas drückte das Bild Christi in Teresa aus.* „Teresa war eine Frau, die den Erfolg sehr intensiv erfahren hat. Von vielen wurde sie verehrt, bewundert und geliebt. Doch in ihrer innersten Gesinnung ließ sie sich davon nicht beeindrucken. Sie ging im Gegenteil bewußt den Weg der Selbstverleugnung und war bereit, aus Liebe zu Gott und zu den Menschen zu leiden“ (S. 442).

An diesem in der Abschlußreflexion zusammenfassend aufgezeigten geistlichen Weg der hl. Teresa wird deutlich, daß es der Verf. gelungen ist, auf der Basis gründlicher historischer Untersuchungen den Leser einzuladen, Teresa von Avila noch besser kennenzulernen und Anregungen für seine eigene persönliche Spiritualität zu finden. Felix Schlösser

LUBICH, Chiara: *Bei Gott und den Menschen.* Betrachtungen und Bilder. München 1996: Verlag Neue Stadt. 132 S., geb., DM 29,80 (ISBN 3-87996-351-7).

LUBICH, Chiara: *Jeder Augenblick ist ein Geschenk.* Betrachtungen über das Leben im Jetzt. Reihe: Hilfen zum christlichen Leben. München 1996: Verlag Neue Stadt. 80 S., geb., DM 16,80 (ISBN 3-87996-346-0).

Die Italienerin Chiara Lubich (* 1920) machte sich im katholischen Raum vor allem als Begründerin der Fokolarbewegung einen Namen. In den vorliegenden Büchern, die sich gut als Geschenk eignen, sind Texte und Gebete gesammelt, die sie verfaßt hat und die ihre tiefe Gottesbeziehung zum Ausdruck bringen.

Das eine Buch „Bei Gott und den Menschen“ hat die Gotteserfahrung in der Welt zum Thema. Es ist reich bebildert, und der Leser findet nicht nur nachdenkenswerte Worte, sondern auch ansprechende Farbbilder. Chiara Lubichs tiefer Glauben an den Gott, der dem Menschen in Liebe begegnen will, kommt hier augenfällig zum Ausdruck. Ihn zu lieben und diese Liebe an die Menschen weiterzutragen, versteht sie als die große Berufung des Christseins.

Der zweite Band „Jeder Augenblick ist ein Geschenk“ ist eine Ermutigung zum Leben im Jetzt. Er fordert immer wieder den Leser dazu heraus, die Situation, in der der Mensch steht, als solche anzunehmen. Doch ist der Mensch auch herausgefordert, wachsam zu sein – Gottes Willen zu verstehen und ihm nachzukommen. Neben Chiara Lubich kommen hier auch andere große Christen zu Wort, unter ihnen Theresia von Lisieux, Dietrich Bonhoeffer und Papst Johannes XXIII.

Die großen Themen der Chiara Lubich sind immer wieder die Gottes- und die Nächstenliebe. Gott hat den Menschen unendlich geliebt – und wir sind aufgerufen, unseren Mitmenschen zu lieben. Die Selbstliebe kommt dabei ein wenig zu kurz, so daß Leser mit einem Helfersyndrom Gefahr laufen, sich durch eine allzu konsequente Befolgung der Appelle an die Nächstenliebe ein Burn-out Syndrom – das Ausgebranntsein der Persönlichkeit aufgrund fehlender Selbstliebe – zuzuziehen.

Auf der anderen Seite jedoch sind diese Texte getragen von einem unendlichen Vertrauen zu Gott. Warum nicht seinen Willen geschehen lassen – denn er gereicht dem Menschen zum Guten, erklärt Chiara Lubich überzeugend. Man sollte den Appell zum liebevollen Engagement in Kirche und Welt als Antwort auf Gottes Vorausliebe sehen, dann werden die Worte der Gründerin der Fokolarbewegung zu kostbarem Brot, das der eigenen Person wie auch den Mitmenschen zum Segen ist. Raymund Fobes

Bibel und Exegese

TISCHLER, Gregor: *Und Gott schrieb...* So verstehen Sie die Bibel. München 1996: Kösel-Verlag. 231 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-466-36461-2).

Nicht ganz zu Unrecht wird oft darüber geklagt, daß es zu wenige Bücher und Autoren gäbe, die es verständen, die Ergebnisse wissenschaftlicher Bibelauslegung theologisch nicht vorgebildeten Leserinnen und Lesern zugänglich zu machen. Das trifft auf den Verfasser vorliegenden Buches, der als Studiendirektor an einem Gymnasium unterrichtet und schon verschiedene Bücher zu religiösen Themen publiziert hat, gewiß nicht zu. Als erfahrener Lehrer und Pädagoge weiß er um die Schwierigkeiten nicht nur junger Menschen, die alten Texte der Bibel zu verstehen und deren Bedeutung für das Leben zu begreifen.

Sein neues Buch weist einen erfolgreichen Weg, wie man diesen Schwierigkeiten ohne wissenschaftlichen Apparat und ohne gelehrte Fachsprache begegnen kann. Es gibt in leicht lesbarer Weise Antwort auf oft gestellte Fragen wie z. B. „Warum ließ Noah die Dinos nicht in die Arche“, „War Jesus ein Trotzkopf?“, „Darf ein Evangelist Legenden erzählen?“, „Was geschah am Ostermorgen?“, „Jesus, wer war er wirklich und was wollte er eigentlich?“, „Adams Rippe oder Darwins Affe?“

Herausgekommen ist dabei ein kundiger Reiseführer in die weithin fremde Welt der Bibel, dessen Lektüre Freude bereitet. Das Buch ist eine echte Hilfe für alle, die ihren eigenen Zugang zum „Buch der Bücher“ suchen.

Franz Karl Heinemann

Glaube und Öffentlichkeit. Jahrbuch für biblische Theologie, Bd. 11. Neukirchen-Vluyn 1996: Neukirchener Verlag. VIII, 264 S., kt., DM 68,- (ISBN 3-7887-1605-3).

Theologie und Kirche tun sich nach wie vor schwer im sachdienlichen Umgang mit den Öffentlichkeiten in den modernen Massengesellschaften. Die biblische Botschaft aber richtet sich an die Öffentlichkeit. Deshalb ist es notwendig, daß Theologie und Kirche versuchen, in angemessener Weise auf die neue Mediensituation zu reagieren. Das 11. „Jahrbuch für biblische Theologie“ will einen Beitrag zu Dialog und Orientierung in der gegenwärtigen Diskussion leisten. Die ersten drei Beiträge befassen sich mit dem Problem von Glaube und Öffentlichkeit in bestimmten Kontexten (I): H. Falcke berichtet über das Verhältnis von Kirche und Öffentlichkeit in der DDR und kurz nach der Wende. Wie das Evangelium sich in der koreanischen Minjung-Theologie kontextualisiert hat, stellt S.-H. Lee-Linke dar. Der Soziologe K. Gabriel beschreibt „Religion und Kirche im Spiegel- und Diskursmodell von Öffentlichkeit“. – In fünf Aufsätzen geht es um biblische Perspektiven im Blick auf Glaube und Öffentlichkeit (II). Mit der Beziehung von Amt und Öffentlichkeit beschäftigt sich U. Rütterswörden, während E. S. Gerstenberger nach der Öffentlichkeit des Klage- und Dankliedes in der vorexilischen und exilisch-nachexilischen Zeit fragt. Nach G. Stemberger war die Tora keineswegs jedermann im Judentum zugänglich, nicht einmal jeder Synagogengemeinde. Die biblische Religion wurde vor allem durch die tägliche Praxis weitergegeben. Erst nach 70 n. Chr. führt rabbinische Werbung dazu, daß Schriftrollen auch häufiger in Privatbesitz kamen. Es sollte noch lange dauern, bis es dem Rabbinat gelang, das Judentum zu einer Gesellschaft zu machen, die um die Tora zentriert ist und in der die Tora tatsächlich ein öffentliches Gut ist. Auf die Bedeutung der Öffentlichkeit für Jesus macht E. Stegemann aufmerksam. Bevor er am Beispiel des MkEv die literarisch-theologische Absicht in der Beschreibung des öffentlichen Auftretens Jesu und den sozialgeschichtlichen Ort darstellt, von dem her sie plausibel wird, geht er grundsätzlich auf den Stellenwert der Öffentlichkeit in der antiken mediterranen Kultur ein. Der Evangelist versteht sich als der allwissende Autor. Was von seiner Sicht abweicht, gilt ihm als Unverständnis, Blindheit oder gar böswillige Verzerrung. Das MkEv erzähle vom Versagen der Jünger, um alle Christusgläubigen zur Umkehr aufzurufen. Im Blick auf das öffentliche Ansehen Jesu seien zwei Öffentlichkeiten zu unterscheiden: die jüdische und die der römischen Herrschaft mit ihren Vasallenfürsten. Jesu Verhalten habe zwar gegen keine spezifisch religionsgesetzliche Be-

stimmungen verstoßen, wick aber von Verhaltensweisen ab, „die in der jüdischen Öffentlichkeit weithin als Teil der allgemeinen Scham- und Schuld-Kultur in Geltung standen“ (117). Daß entgegen dem Zeugnis des MkEv die römische Besatzung primär gegen Jesus vorgegangen sei, wenn auch ein entsprechendes Interesse in der jüdischen Elite eine Rolle gespielt haben könnte, ist m. E. unwahrscheinlich. L. Schottroff sucht aus feministisch-befreiungstheologischer Sicht zu zeigen, daß Jesus in seinen Gleichnissen Verborgenes öffentlich macht. So macht das Gleichnis von den arbeitslosen Tagelöhnern die Brutalität des Arbeitsmarktes sichtbar. Gott soll im Alltag der Letzten sichtbar werden für das ganze Volk. Theologie und Offenbarung Gottes dürfen nicht vom Alltag getrennt werden. Das Gleichnis von der suchenden Frau (Lk 15,8–10) mache die ökonomische Abhängigkeit der Frauen vom Geld sichtbar. Die Freude dieser Frau mit ihren Nachbarinnen läßt Gott offenbaren. – In Abschnitt III geht es um neugewonnene Öffentlichkeit. Luther und die übrigen Reformatoren stellten die kurz zuvor erfundene Buchdruckerkunst in Form von Flugblättern, Bibelübersetzungen u. a. ganz in den Dienst ihres Anliegens. Das Druckmedium wird durch das gepredigte Wort in seiner Wirkung verstärkt. Die Reformation ist somit ein Medienereignis, wie B. Hamm feststellt. Die öffentliche Selbstdarstellung der Kirche zeigt M. Stöhr am Beispiel der Kirchentage auf. – Aktuelle Fragen (IV) beschließen das Jahrbuch. Chr. Schroeder referiert die Beiträge der abschließenden dritten Jahrestagung des interdisziplinären und interkonfessionellen Forschungsprojekts „Bible and Theology“ von Oktober 1994, das unter dem Titel „Macht und Gerechtigkeit“ nach Ansätzen zur Neukonzeption einer Biblischen Theologie sucht. Die Partizipation biblischer Theologie an den unterdrückerischen Machtstrukturen der neuzeitlichen Wissenschaft wirft die Frage auf, ob der Gott der Bibel diese verursacht habe. Eine Analyse der biblischen Texte und der gegenwärtigen Wirklichkeit beweist indes, daß der Gott der Bibel die ungerechten Strukturen überwindet. I. Baldermann betont in seinem Votum beim Hearing des Bildungsausschusses im Potsdamer Landtag zur Einführung des Pflichtfaches LER den diakonischen und Hoffnung stiftenden Charakter des Religionsunterrichts. Es folgen eine Stellungnahme von Chr. Demke zur Diskussion um die Christenlehre – LER – Religionsunterricht und ein Interview mit H. Krauss von der Taurus-Film GmbH & Co., der als Theologe mit der Verfilmung der Bibel befaßt ist. Schließlich sucht O. Fuchs die vorausgehenden Beiträge zu bündeln, zusätzlich zu konkretisieren und Konsequenzen für das Handeln der Kirchen zu ziehen, die in ökumenischer Handlungsgemeinschaft ihre eigenen Institutionen nicht wichtiger erachten sollen „als die gemeinsame Verantwortung für die Welt bzw. für die jeweilige größere Öffentlichkeit“ (243 f.). Das Jahrbuch bietet viele neue Impulse für eine Biblische Theologie, die nicht nur die Exegese, sondern zugleich die systematische, aber auch die praktische Theologie umfaßt.

Heinz Giesen

OBERLINNER, LORENZ: *Die Pastoralbriefe. Dritte Folge: Kommentar zum Titusbrief*. Reihe: Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament, Bd. XI/2. Freiburg 1996: Herder. X, 209 S., Ln., DM 74,- (ISBN 3-451-26114-6).

Wie die Auslegung L. Oberlinners zeigt, stehen dieselben Probleme, die den Verf. dazu veranlaßten, 1 und 2 Tim zu schreiben, auch hinter dem Titusbrief. Auch die Art der Problemlösung ist dieselbe. Deshalb können zentrale Fragen der Pastoralbriefe (= Past) in drei Exkursen zusammenfassend dargestellt werden. Der erste Exkurs ist den Irrlehrern in den Gemeinden der Past gewidmet (52–73). Ausgangspunkt der Betrachtung ist die Feststellung, daß zwei Themen die Past bestimmen: Gemeindeordnung und Ketzerpolemik. Die drohende bzw. im Einzelfall schon eingetretene Spaltung in den Gemeinden infolge von Lehrunterschieden in wichtigen theologischen Fragen soll nicht argumentativ, sondern durch administrative, kirchenamtliche und gemeindeorganisatorische Entscheidungen überwunden werden. Als Kernsatz der Auseinandersetzungen kann das Bekenntnis der Gegner, die Auferstehung sei schon geschehen (2 Tim 2,18), angesehen werden, mit der die Aufgabe der Parusieerwartung einhergeht. Mit der Enteschatologisierung des Auferwehungsglaubens sind die asketischen Forderungen der Irrlehre (Verbot zu heiraten und Verzicht auf bestimmte Speisen, 1 Tim 4,3) verbunden. Dagegen argumentieren die Past schöpfungstheologisch. Weil die Schöpfung dem Willen Gottes entspricht, ist sie als Ganzes

gut. Die Irrlehre ist zweifellos von jüdischen und judenchristlichen, aber auch von Vorstellungen beeinflusst, die aus gnostischen Systemen des 2. Jhs. bekannt sind. Deshalb sieht Oberlinner in den Irrlehrern Vertreter einer Frühform christlicher Gnosis. Die Zuordnung der Gemeindeglieder, die der Irrlehre anhängen, zur gnostischen Bewegung lasse sich durch weitere Anhaltspunkte in den Past bestätigen. Sie zeigt sich in ihrer Stellungnahme zur Frau in der Gemeinde, in einer neuen Akzentuierung der Gehorsamsforderungen, in der Betonung der Menschwerdung Jesu und in den Bekenntnisaussagen, die einerseits die universale Geltung des göttlichen Heilswillens und andererseits des Erlösungswerkes Jesu Christi als Selbsthingabe für alle unterstreichen. All das sind Reaktionen auf eine theologische Entwicklung, die später zur Gnosis führt. Um die Irrlehrer zu bekämpfen, setzt der Verf. die traditionelle Ketzerpolemik ein, die sich in Lasterkatalogen niederschlägt.

In seinem zweiten Exkurs geht Oberlinner auf das Verständnis von Gemeinde, Amt und Kirche ein (74–101). Während in anderen Ekklesiologien des NT die theologische Begründung dominierend ist, geht es den ekklesiologischen Aussagen der Past um Konkretisierungen, die von den praktischen Bedingungen der Entstehungszeit her notwendig erscheinen. Die Kirche ist einerseits Heilsgemeinde und andererseits Institution, die ihrem Auftrag in der gegebenen Situation gerecht werden muß. Für die Past heißt das konkret die Bekämpfung der Irrlehren und ihrer Vertreter. Von hier aus erklärt sich auch, daß der Verf. einzelne Personen besonders herausstellt, die für die Erhaltung der „gesunden Lehre“ verantwortlich sind. Das Haus, in dem der Gemeindevorsteher als „Hausverwalter Gottes“ fungiert, wird deshalb zur grundlegenden ekklesiologischen Metapher. Im Haus Gottes aber ist Gehorsam und Unterordnung Zeichen des rechten Glaubens. In der Gemeinde gibt es unterschiedliche Amtsträger.

Der Verf. favorisiert eindeutig das Amt des Episkopos gegenüber den Presbytern und anderen Funktionsträgern, die es zu seiner Zeit noch in den Gemeinden gibt. Zu den Aufgaben der Diakone und Diakoninnen gehörten neben der Lehrtätigkeit vor allem soziale und karitative Dienste. Der Verf. sucht diese ebenso wie die Gruppe der Witwen in der Gemeinde in ihrer Bedeutung herabzumindern. Die Witwen müssen von der Gemeinde unterstützt werden und sind deshalb dem Gemeindeführer verantwortlich. Der Verf. hat die Möglichkeit, Frauen aus leitenden Positionen zu verdrängen, die ihm die Hausmetapher für die Gemeinde eröffnete, voll genutzt. So verbietet er den Frauen ausdrücklich die Verkündigung. Das alles aber ist aus der geschichtlichen Situation der Past zu erklären. Dem Verf. ging es nicht darum, eine bestimmte Amtsstruktur der Kirche zu installieren, sondern darum, das Evangelium als Norm für die Kirche zu sichern.

Wie Oberlinner in seinem dritten Exkurs (143–159) zeigt, nimmt der Verf. der Past Vorgaben aus traditionellen Christusbekenntnissen auf, allerdings nicht, ohne sie redaktionell zu gestalten. Für die Christologie der Past sind der Titel „Retter“ und der Begriff „Epiphanie“ von besonderer Bedeutung. Beide kommen aus der hellenistischen Welt. Indem der Verf. sowohl Gott als auch Christus „Retter“ nennt, kann er verdeutlichen, daß Gott sich in Christus Jesus als der offenbart hat, der das Heil aller Menschen will. Auf diese Weise sind Theologie und Christologie untrennbar miteinander verbunden. Mit dem Erscheinen Christi, seiner Epiphanie, ist Gott als der Retter der Menschheit zu seinem Ziel gekommen. Insgesamt stellt sich die Christologie der Past als der Versuch dar, mit der Glaubenstradition verantwortlich umzugehen. Mit Blick auf die Gegenwartsbedeutung der Past betont Oberlinner in seinen abschließenden „Rückfragen zur Auslegung der Pastoralbriefe“ (203–209) zu Recht, daß die Past kein für alle Zeiten geltendes Kirchenmodell präsentieren; „sie stellen uns vor die Herausforderung eines Lernprozesses, der letztlich zeigen soll, daß christliche Gemeinden die Fähigkeit und die Bereitschaft aufbringen, ihr Selbstverständnis und ihren Anspruch sowohl in der Treue zu ihrem Glauben als auch in der Verantwortung gegenüber der Welt zu formen und zu formulieren“ (208).

In seinem dreibändigen Kommentar bietet Oberlinner nicht nur eine gut begründete Auslegung der Past, sondern er gibt immer wieder auch gute Hinweise, wie deren Botschaft für das christliche Leben heute fruchtbar gemacht werden kann.

Heinz Giesen

MITTMANN-RICHERT, Ulrike: *Magnifikat und Benediktus*. Die ältesten Zeugnisse der jüdenchristlichen Tradition von der Geburt des Messias. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, 2. Reihe, Bd. 90. Tübingen 1996: J. C. B. Mohr. VIII, 303 S., kt., DM 98,- (ISBN 3-16-146590-3).

Die neutestamentliche Exegese hat bislang alles getan, „um das Magnifikat seiner theologischen Bedeutung zu entkleiden“ (I.). Weil man Lukas als Tradenten abgrundtief mißtraut, kann man sich dem Text nicht unvoreingenommen nähern und ihn als ein altes Marienlied akzeptieren, sondern hält ihn für einen ursprünglich nicht christlichen Text, der nichts mit der Geburtsthematik zu tun gehabt hat. Thematisch und inhaltlich gehört er deshalb nicht in seinen jetzigen Kontext hinein. Da sich das Magnifikat geradezu vollständig aus Anspielungen auf das AT zusammensetzt, hält man es weithin für ein künstlerisch wertloses Machwerk ohne jeden theologischen Tiefgang. Ähnlich ergeht es dem Benediktus. Auskunft über Herkunft und theologische Zielrichtung der Hymnen glaubt man, allein aus dem erzählerischen und historischen Kontext zu erhalten. Auf diesem Hintergrund bietet die vorliegende Dissertation eine methodische Neuorientierung. Die Verf.in fragt zunächst traditionsgehistorisch nach der Herkunft des Gedankenguts, das in den Hymnen verarbeitet ist (I.). Obwohl es Psalmen gibt, die in der Motivkombination dem Magnifikat weitaus näher stehen (LXX: Ps 88; 19 u. a.) als das Hannaliied (1 Sam 2,1–10), wird nur dieses hinreichend beachtet. Einen wichtigen Schlüssel zum Verstehen des Magnifikats (Jes 12) berücksichtigt die Forschung überhaupt nicht. Die vielen Schriftverweise lassen jeden Schriftkundigen einen Hinweis auf den Gesalbten Jahwes erkennen. Dem Benediktus liegen dasselbe Kompositionsschema und dieselben messianischen Quellen zugrunde wie dem Magnifikat.

Mit der Einsicht in die Kompositionsstruktur der beiden Hymnen ist das Kriterium für die Literarkritik gewonnen (II.). Zum ursprünglichen Benediktus gehören 1,68 f. 71–75.78, während das Magnifikat im jetzigen Umfang ursprünglich ist. Die beiden Hymnen sind weder im Judentum noch speziell in Täuferkreisen entstanden (III.). Dagegen sprechen vor allem drei alttestamentliche Texte, die einen zukünftigen bzw. endzeitlichen Gemeindelobpreis verheißen. Das Magnifikat vollzieht den eschatologischen Jubel, den das Danklied in Jes 12 ankündigt. Dasselbe gilt für das Danklied der Erlösten (Ps 106 LXX), das in beiden Hymnen anklingt, die den für die Heilszeit angekündigten Jubel über die Heraufkunft des messianischen Reiches bereits in der Gegenwart vollziehen. Das aber ist in der damaligen Zeit allein in der christlichen Gemeinde möglich. Die ursprüngliche Fassung der Hymnen in Hebräisch weist auf das frühe Jüdenchristentum in Palästina, vielleicht auf die Urgemeinde in Jerusalem hin. Beide Hymnen haben ursprünglich mit dem messianischen Geburtsgeschehen zu tun (IV.). Sprecherin des Magnifikats kann nur die Messiasmutter Maria als heilsgeschichtlich exponierte Gestalt sein. Nur sie kann von sich sagen, daß Gott „Großes an ihr getan“ hat (Lk 1,49). Denn im AT ist mit „Großes tun“ in der Regel Gottes Handeln in Natur und Geschichte gemeint. Maria wird Lea, der eigentlichen Stammutter Israels, auf die V. 48 ab verweist, in überbietender Weise als die Mutter dessen gegenübergestellt, der die eschatologische Vollendung der Geschichte des Volkes heraufführt. Jes 12 und Jes 9,1–6 unterstreichen diese Aussagerichtung. Jes 12 beendet als Abschluß des ersten Teils des Buches einen Zyklus von Geburtsweissagungen (Jes 7,14; 9,1–6; 11,1–10). Daß Jes 9,1–6 pointiert im Benediktus verarbeitet ist, legt nahe, im jesajanischen Geburtszyklus den interpretatorischen Schlüssel für beide Hymnen zu sehen.

Die Form der beiden Hymnen entspricht der äußeren Struktur der zeitgenössischen jüdischen Poesie, in der die früheren strengen formalen Kriterien nicht mehr gelten (V.). In beiden Hymnen sind die Einzelgedanken oder Gedankenblöcke konzentrisch um den theologischen Mittelpunkt herum angeordnet, auch wenn die Akzente unterschiedlich gesetzt sind: Während das Magnifikat die göttliche Heilstat an sich preist und den Anbruch des messianischen Reiches bejubelt und dabei den Blick fast ausschließlich auf Gott richtet, stehen im Benediktus der Mensch im Zentrum, dem Gottes Heilshandeln gilt, und die Bedeutung, die der Anbruch des messianischen Reiches für die Gemeinde hat. Beide sind als frühchristliche Psalmendichtungen in der alttestamentlich-jüdischen Tradition verwurzelt (VI.).

Wie die Texterklärung bestätigt, gehört das Geburtsmotiv zum Bestandteil des frühesten christlichen Traditionsgutes (VII.). Die aus Jes 7,14; 9,1–6 und 11,1–10 herausgewachsene Reflexion über Sendung und Herkunft des Messias drängt schließlich zur erzählerischen Ausgestaltung und verdichtet sich zur Vorstellung von der Jungfrauengeburt und der Zeugung aus Heiligem Geist (VIII.). Für die redaktionelle Funktion der Hymnen ist bedeutsam, daß das Lob der durch Christus bewirkten Erlösung bereits erklingt, bevor dieser in der Welt erscheint. Wird in den Hymnen die Geburt des Messias in dem Sinn als Evangelium begriffen, daß sie eine nicht mehr steigerungsfähige Einwohnung Gottes bedeutet, so erscheint nun das Wohnnehmen Gottes selbst als Heilsbotschaft. Wenn Lukas das Benediktus durch Zacharias sprechen läßt, dann erinnert er an den Propheten Sacharja (auf griechisch: Zacharias), der das Erscheinen des Davidssprosses (3,8; 6,12) angekündigt hat. Dem alten Sacharja wird ein neuer gegenübergestellt, der das Erscheinen des vom Propheten erwarteten Sprosses ankündigt. In der Begegnungsszene zwischen Maria und Elisabeth wird die Schwangerschaft Elisabeths als Zeichen für die Erfüllung der Sohnesverheißung bezeichnet. Der Mariensohn wird durch die bloße Existenz des Vorläufers legitimiert.

Die vorgelegte Auslegung des Magnifikats und Benediktus, die zum Teil in scharfer Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung erfolgt, ist überzeugend. Sie korrigiert so manches exegetische Vorurteil, wozu u. a. die Behauptung gehört, über die Geburt Jesu habe die Gemeinde erst spät unter hellenistischem Einfluß jubeln können. Heinz Giesen

HOFIUS, Otfried – KAMMLER, Hans-Christian: *Johannesstudien*. Untersuchungen zur Theologie des vierten Evangeliums. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd.88. Tübingen 1996: J. C. B. Mohr. 251 S., kt., DM 88.– (ISBN 3-16-146571-7).

Die sechs vorliegenden Aufsätze zu zentralen Themen der Theologie des Johannesevangeliums (= JohEv) zeichnen sich durch eine gründliche philologische Textanalyse und eine Exegese aus, die sich primär an der internen Argumentationsstruktur der Texte orientiert. O. Hofius zeichnet in seinem ersten Beitrag die Struktur und den Gedankengang des Logoshymnus nach. Der ursprüngliche aus vier Strophen bestehende Hymnus ist durchgehend durch das aus dem AT bekannte Gestaltungsprinzip des Parallelismus membrorum geprägt. Während die ersten beiden Strophen den Logos vor seiner Menschwerdung besingen, reden die beiden letzten Strophen den Logos von seiner Menschwerdung. Die Übereinstimmung von Form und Inhalt weist den Logoshymnus als hochrangiges Kunstwerk aus. In seinem zweiten Artikel legt Hofius zwei Verse (Joh 1,17f.) aus, die eine Anmerkung zur vierten Strophe des Prologs sind, die in polemischer Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen Judentum betont, daß ausschließlich Jesus Christus die rettende Offenbarung Gottes ist. Entsprechend wird die Präexistenz der Tora und ihre Fähigkeit, ewiges Leben zu vermitteln, entschieden verneint.

Die Auslegung des Nikodemusgesprächs ist die einzige Erstveröffentlichung von Hofius. Joh 3,1–21 bilden nach seinem Urteil eine integrale Einheit: In der Begegnung mit Nikodemus geht es um das Thema der Wiedergeburt. Während Jesus die Heilsnotwendigkeit der Neugeburt betont, behauptet Nikodemus zweimal, daß eine Neugeburt nicht möglich ist. Daraus ergibt sich theologisch, daß es vom Menschen und seinen Möglichkeiten her keinen Weg zum eschatologischen Heil geben kann. Die Notwendigkeit der Neugeburt entspricht der Notwendigkeit des Kreuzestodes Jesu und des Christusgeschehens insgesamt (V. 13–17), das Voraussetzung für das Wirken des Geistes in der Welt ist (V. 5b–8). Die Neugeburt besteht im Zum-Glauben-Kommen. Den Lesern soll im Nikodemusgespräch vor Augen geführt werden, daß selbst ein Mensch mit höchsten Qualitäten des Geschenks der Neugeburt bedarf, ohne die es kein Heil gibt. Eine freie Entscheidung des Menschen gebe es hier nicht. Der Mensch bestätigt vielmehr in der Annahme des Wortes seine Erwählung. Das entspreche auch dem prädestinarianischen Dualismus des JohEv.

Während die Worte „und wer zu mir kommt, den werde ich nicht zurückstoßen“ (Joh 6,37b) fast durchgängig auf die Situation der Bekehrung hin gedeutet werden, zeigt Hofius in seinem letzten Beitrag mit guten Gründen, daß hier von der Erwählung und Bewahrung

die Rede ist. Um die Beziehung zwischen Jesus Christus und dem Geistparakleten aufzuzeigen, exegesierte Chr. Kammler eingehend die fünf Parakletsprüche und die übrigen Geistaussagen des JohEv. Dabei ergibt sich das einheitliche Bild, daß der Geist exklusiv an Jesus Christus gebunden ist. Das einzige Ziel der nachösterlichen Sendung des Geistparakleten ist es, die Erwählten zur Erkenntnis des göttlichen Geheimnisses der Person Jesu und des Heils zu führen. Der vierte Evangelist konzentriert seine Geistlehre auf die Beziehung von Wort und Glaube. Die Parakletsprüche erheben den theologischen Anspruch des Evangelisten, in seinem Evangelium die autoritative und unüberbietbare Erinnerung des Geistparakleten an die Selbstoffenbarung Jesu zu bieten, die auch seinen Jüngern vorösterlich in ihrem christologischen Inhalt und in ihrem soteriologischen Sinn verschlossen war. Auch wenn der Paraklet die Christen nach dem dritten Parakletspruch in die Gleichzeitigkeit mit dem erhöhten Christus versetzt, bedeutet das nicht, daß die Christen nicht an das ihnen vorgegebene Christuszeugnis gebunden sind, das der Geist den Erstzeugen in grundlegender und ausschließlicher Weise erschlossen hat. Denn das Geistzeugnis, das im JohEv niedergelegt ist, ist selbst Grundlage und Bedingung für die nachösterliche Christusgemeinschaft. Der Heilige Geist wird deutlich als göttliche Person verstanden, die ihrem Wesen und Ursprung nach ganz auf die Seite des Vaters und des Sohns gehört. Weil der Geist das Heilswerk Christi nach seiner subjektiven Seite zum Ziel führt, deshalb ist sein Wirken heilsnotwendig. Die übrigen Geistaussagen des JohEv stehen im vollen Einklang mit der Relationsbestimmung von Geistlehre und Christologie der Parakletsprüche.

In seinem abschließenden Aufsatz zu Joh 20,30 f. bezieht Kammler die Zeichen, die Jesus getan hat (20,30 f.), nicht auf die Wundertaten Jesu, sondern auf die Selbsterweise des Auferstandenen vor seinen Jüngern in 20,19–29. Mit den Wundertaten Jesu haben diese Zeichen vor allem den Offenbarungscharakter gemeinsam. Joh 20,30 f. sei folglich keine Zusammenfassung des Evangeliums, sondern gebe das Ziel und den Zweck der Ostergeschichten an. Die Leser sollen sich daran erinnern, „daß ihr Glaube bleibend auf das Zeugnis der Erstzeugen angewiesen ist, welches seinerseits in den einzigartigen österlichen Selbsterweisen des Auferstandenen gründet“ (210). Joh 20,30 f. solle zugleich zeigen, daß sich die Christologie und die Soteriologie des JohEv den österlichen Selbsterweisen Jesu vor den Jüngern verdanken. Nicht allein der Umstand, daß Joh 20,30 f. betont, daß nicht alle Zeichen in seinem Buch aufgeschrieben sind, spricht jedoch dafür, daß sich die Zeichen auf das ganze Lebenswerk Jesu beziehen. Die Bedeutung der Jünger als Kronzeugen der Offenbarung Jesu wird dadurch nicht geschmälert. Die vorgelegten Auslegungen können im ganzen die einleitend geäußerte Überzeugung erhärten, daß das JohEv – von einigen redaktionellen Texteneinschüben und dem Nachtragskapitel abgesehen – das „Werk eines herausragenden urchristlichen Theologen ist, der seinen Lesern in eindringlicher Weise Jesus Christus als Mitte ihres Glaubens vor Augen stellt“ (V). Heinz Giesen

MEISSNER, Stefan: *Die Heimholung des Ketzers*. Studien zur jüdischen Auseinandersetzung mit Paulus. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, 2. Reihe, Bd. 87. Tübingen 1996: J. C. B. Mohr. IX, 359 S., kt., DM 118,- (ISBN 3-16-146589-X).

Paulus bleibt Zeit seines Lebens Jude. Dennoch gilt er weithin als Kronzeuge für ein sich als universale Gnadenreligion verstehendes Christentum, das sich von einem als partikularistische Gesetzesreligion charakterisierten Judentum abgrenzt. Wenn heute christliche Theologen diese Sicht zu korrigieren suchen, begegnen sie dem Paulus, der seinen jüdischen Glaubensgenossen trotz mancher (innerjüdischer) Polemik bis zuletzt solidarisch verbunden bleibt. Meißner geht es in seiner Heidelberger Dissertation nun nicht darum, das Verständnis des Paulus in der christlichen Forschung darzustellen, sondern die Sicht jüdischer Paulusforscher. Dabei beobachtet er einen Paradigmawechsel: Während die ältere jüdische Forschung in Paulus meist den eigentlichen Gründer des Christentums sah, der sich vom Judentum entfernt hatte, sucht die neuere jüdische Forschung ihn im Judentum zu verorten. Um das zu illustrieren, stellt Meißner nach einer Einleitung (1.) im ersten Hauptteil (2.) je etwa ein Dutzend Vertreter des alten und des neuen Paradigmas vor. Wenn die Vertreter des alten Paradigmas Paulus falsch werten, liegt das wenigstens zum Teil an der damaligen

christlichen Exegese, die Paulus möglichst vom Judentum zu isolieren suchte. Autoren des neuen Paradigmas verstehen Paulus als eine wichtige Gestalt in der jüdischen Geschichte, dem das Verdienst zukommt, die Kunde vom Gott Israels den Heiden gebracht zu haben. Der zweite Hauptteil (3.) ist mehr systematisch-theologischer Natur. Der Darstellung jüdischer Positionen zu einem zentralen Thema folgt jeweils deren kritische Würdigung, bei der diese mit der christlichen Paulusexegese konfrontiert werden. Dabei geht es dem Verf. vornehmlich darum, das „ideologiekritische Potential der jüdischen Paulusexegese in bezug auf die christlichen Auslegungstraditionen aufzuzeigen“ (8.). Im Schlußkapitel (4.) werden die wichtigsten Ergebnisse der Arbeit zusammengetragen, und es wird danach gefragt, welchen Beitrag sie zum christlich-jüdischen Dialog leisten können.

Es zeigt sich, daß die meisten jüdischen Paulusforscher in Paulus keinen Apostaten mehr sehen, der sich nach der Christuserscheinung vor Damaskus vom Judentum zum Christentum bekehrte. Diese und andere Visionen des Paulus ließen sich am besten auf dem Hintergrund analoger ekstatischer Erlebnisse in apokalyptisch-mystischen Kreisen des damaligen Judentums erklären. Im Unterschied zur älteren jüdischen Forschung, die sich stärker an christologischen Hoheitstiteln orientierte, interessiert man sich heute offenbar mehr für Attribute und Funktion Gottes, die auf Jesus übertragen wurden und die schon anderen Heilsmittlern (Matatron u. a.) im damaligen Judentum zugeschrieben wurden. Das erklärt, warum schon die ältesten uns bekannten christlichen Schriften eine Christologie entwickeln, die Jesus eine fast gottgleiche Stellung zuschreiben, ohne ihn jedoch mit Gott zu identifizieren.

Für christliche wie jüdische Ausleger stand lange Zeit fest, daß Paulus das Gesetz abgeschafft habe. Die dafür angeführten Argumente, das Gesetz könne, ja solle nicht einmal erfüllt werden, halten indes kritischer Prüfung nicht stand. Jüdische Autoren räumen jedoch zu Recht ein, daß Paulus wie andere Diasporajuden manche Toragebote spiritualisiert und ethisiert hat. Nach Meißner dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß Paulus vor dem Hintergrund der zeitgenössischen jüdischen Halacha für Heiden gesehen werden müsse. Jüdische Paulusforscher zweifeln nicht daran, daß Paulus nach Röm 11,26 die endzeitliche Rettung des ganzen empirischen Israel im Blick hatte, wofür allerdings das Christusbekenntnis Voraussetzung ist. Am wahrscheinlichsten sei die Rettung durch den wiederkommenden Parusiechristus. Ob Paulus jedoch im Röm noch davon überzeugt war, daß er selbst die Wiederkunft Christi zu seinen Lebzeiten erfahren werde, dürfte zweifelhaft sein.

Wenn die Heimholung des Paulus durch jüdische Forscher in die jüdische Glaubensgeschichte im Selbstverständnis des Paulus sachlich begründet ist, wäre in der Tat die christliche Identität schwieriger im Sinne einer Abgrenzung gegenüber Israel zu definieren. Von Paulus müssen sich die Christen daran erinnern lassen, daß ihr Glaube im Judentum wurzelt. Dazu können auch die Beiträge jüdischer Gelehrter beitragen, die ihrerseits die Voraussetzungen für einen jüdisch-christlichen Dialog verbessert haben. Heinz Giesen

Religionsphilosophie – Christlicher Glaube – Dogmatik

Dialog. Auf dem Weg zur Wahrheit und zum Glauben / Dijalog. Na putu do istine i vjere. Hrsg. von Frano PRCELA. Mainz 1996: Matthias-Grünwald-Verlag i. Gem. m. Nakladni zavod Globis, Zagreb, 420 S., DM 42,-.

Der Begriff „Dialog“, in den letzten Jahren fast zu einem Modewort verkommen, wäre heute wahrscheinlich ohne ein Gefühl des Unbehagens kaum mehr zu gebrauchen – wenn es nicht immer wieder Menschen gäbe, die in ihrem Leben beständig Dialog suchen und fordern würden. Zu diesen Menschen muß sicherlich auch der kroatische Dominikanerpater Augustin Pavlović (geb. 1916) gezählt werden, der ab 1950 in verschiedenen kommunistischen Lagern interniert war und anschließend des Landes verwiesen wurde. Die Jahre des Exils verbrachte er hauptsächlich in Rom, wo er der Internationalen Kommission für

die kritische Edition der Werke des Hl. Thomas von Aquin angehörte. 1955 kehrte er in seine Heimat zurück. Dort leitet er bis heute die Caritas-Stelle im Konvent in Zagreb. Im Mai 1995 erhielt Pavlović den Jahrespreis des „European circle“ für die Förderung der Menschenrechte. Ihm ist nun eine Festschrift ganz besonderer Art gewidmet worden, die sein in Düsseldorf lebender Mitbruder Frano Prcela herausgegeben hat.

„Dialog“ – das ist jedoch nicht nur der Titel dieses Buches. Dialog ist auch das ernste Anliegen des Herausgebers. Schon im Vorwort weist er darauf hin, daß Dialog „die Realität unseres Miteinanders schlechthin“ (S. 5) sei: Prcela macht dem Leser unmißverständlich deutlich, daß dessen bloße Existenz, sein „Menschsein“ von der Beziehung zu sich selbst und zum anderen abhängt und jede Unfähigkeit zum Dialog zu Gewalt und Chaos führt. Doch diese Feststellung allein würde den vorliegenden Sammelband kaum von anderen unterscheiden. Besondere Bedeutung erlangt dieses Buchprojekt erst dadurch, daß es tatsächlich selbst zum „Dialog“ wird. Diese Festschrift stellt nämlich ein wohl bisher einmaliges Projekt kroatisch-deutscher Verständigung dar, und sie wäre ohne die Zusammenarbeit der meist kroatischen bzw. deutschen Autorinnen und Autoren nicht möglich gewesen. Bewußt wurde von ihnen das Thema „Dialog“ ausgewählt, um aufzuzeigen, daß nach den Kriegen in Kroatien und in Bosnien-Herzegowina die Bereitschaft, aufeinander zuzugehen, lebensnotwendig ist. Daß ihnen in der schwierigen Phase des Wiederaufbaus auch neue und kontroverse Ansätze des Denkens nicht nur erlaubt, sondern unentbehrlich erscheinen, schafft zwischen den einzelnen Beiträgen eine wohlthuende Spannung, ohne daß sie dabei das Ganze aus dem Auge verlieren.

Dem Herausgeber kommt dabei das Verdienst zu, daß er diese Spannung ausgehalten und sie nicht aus falsch verstandenem Harmoniebedürfnis zu glätten versucht hat. Theologische und philosophische, literarische und musikalische, historische und psychologische Themen werden hier interdisziplinär zusammengeführt, konträre Ansätze in insgesamt acht Themenbereichen diskutiert, unterschiedliche Formen des Dialogs vorgestellt.

Im ersten Themenbereich, der den Titel BIBLICA trägt, deutet A. Schenker die biblische Aussage „Denn alle Völker gehen (noch) jedes im Namen seiner Götter. Und wir gehen (schon) im Namen JHWHs, unseres Gottes, für immer und ewig.“ (Micha, Vers 5) als Aufforderung zum Dialog, „all das in den vielen Religionen zu entdecken, was sie“ vor ihrer eschatologischen Zusammenführung „schon jetzt mit der Religion JHWHs verbindet“ (S. 26). Der vorhergehende Artikel von A. Rebić „Der Messianismus im Alten Testament“ zeigt die historische Entwicklung des bibeltheologischen Messiasbegriffes auf.

Der Titel des zweiten Themenbereichs PHILOSOPHICA umschreibt nur unzureichend das Thema der einzelnen Beiträge, da die Autoren eher philosophisch-theologischen Fragestellungen nachgehen. So erörtert H. Anzulewicz die „Anthropologie des Albertus Magnus als Ort des Dialogs zwischen den ‚sancti‘ und ‚philosophi‘“, und H. Lasić untersucht in seinem Beitrag die Wahrheitsdefinition in der noch unveröffentlichten Korrespondenz zwischen dem katholischen Philosophen Maurice Blondel und dem katholischen Theologen Réginald Garrigou-Lagrange, die von zwei unterschiedlichen Wahrheitsbegriffen ausgehen. Hansjürgen Verweyens fundamentaltheologische Studie „Gottes letztes Wort“ von 1991 interpretiert T. Eggenesperger als Beispiel für die „Aporie der Theologie im Dialog mit der Philosophie“.

Der erste Beitrag des nächsten Themenbereiches INTERDISCIPLINARIA thematisiert das Verhältnis von (Natur)wissenschaft und Religion. Der Autor S. Kušar beschreibt die neuzeitlichen Konflikte zwischen wissenschaftlicher Forschung und theologischen Weltbildern. Am wohl bekanntesten „Fall Galilei“ zeigt er, daß seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und besonders unter Papst Johannes Paul II. endlich eine betont dialogische Wende der offiziellen Kirche zur (Natur)wissenschaft eingetreten sei, die in der Zukunft an Bedeutung gewinnen müsse, um einen Mißbrauch von Forschungsergebnissen zu verhindern. A. Gavrić würdigt in seinem Beitrag die Aristotelesrezeption von Albertus Magnus und dessen Unterscheidung von Theologie und Philosophie als zwei eigenständige Disziplinen. In seiner Betrachtung der spirituellen Erfahrung des Menschen versucht M. Szentmártoni

einen Dialog zwischen Theologie und Psychologie. U. Engel wagt in seinem mit „Bruchstücke“ überschriebenen Artikel einen äußerst spannenden Dialogversuch ästhetischer wie theologischer Art „zum Geschichtsverständnis von Walter Benjamin und Heiner Müller“. Beide deutschen Schriftsteller gehen nach Engels Interpretation von einer unerlösten, zerstörerischen Welt aus, in der die Theologie nicht vorschnell Antworten geben oder durch übertriebenen Erlösungsglauben eine lethargische Einstellung politischen Ereignissen gegenüber verursachen dürfe. Vielmehr hätte sie eine Erinnerungskultur zu schaffen.

Der vierte Themenbereich THEOLOGICA enthält u. a. den Aufsatz „Augustinus im Dialog mit dem Modernismus“ von J. Krišto, in dem er ein psychologisches Porträt des Kirchenlehrers, ausgehend von dessen „Confessiones“, entwirft. In dem folgenden Aufsatz schildert I. Golub die historischen und fiktiven Gespräche mit staatlichen und kirchlichen Würdenträgern seiner Zeit des in Deutschland kaum bekannten kroatischen Denkers und Theologen Juraj Križanić (1617/18–1683), dem der Herausgeber F. Prcela unter dem Themenbereich OECUMENICA ebenfalls einen Beitrag (über Križanićs Denkschrift „Della Missione in Moscovia /1641/“) gewidmet hat, um dessen moderne Vorstellungen von einer konfessionellen „Einheit in der Vielheit“ vorzustellen.

Drei Dominikaner nehmen im nächsten Themenbereich IUDAICO-CHRISTIANA Stellung zum christlich-jüdischen Dialog. Während P. Engelhardt „einsame Dialoge vor dem ersehnten jüdisch-christlichen Dialog“ thematisiert und an Franz Rosenzweig, Ernst Michel und Dietrich Bonhoeffer erinnert, beschreibt W. P. Eckert den gegenwärtigen Stand des Dialoges zwischen Juden und Christen und untersucht den Beitrag der katholischen Kirche zu dieser interreligiösen Begegnung. Als Wendepunkt im Verhältnis zwischen Kirche und Judentum würdigt Eckert besonders die Declaratio „Nostra aetate“. T. Radcliffe betont in seinem Aufsatz „Das Geschenk der Erinnerung, Dialoge mit der Geschichte“ die Notwendigkeit einer Erinnerungskultur. Im Erinnern sieht der derzeitige Ordensmeister der Dominikaner eine politische Dimension; gesellschaftliche Veränderungen werden erst durch Erfahrung möglich. Er geht dabei von den Berichten einzelner Holocaustüberlebender und ihren Schwierigkeiten aus, mit den Erinnerungen an fürchterliche Erlebnisse und unermeßliche Leiden umzugehen.

OECUMENICA, der Titel des folgenden Themenbereiches, weist auf einen weiteren wichtigen Bereich der Begegnung und des Gesprächs hin. T. Bremer sieht den Dialog gar „als Grundprinzip der ökumenischen Theologie“ an, der trotz aller Probleme noch erweitert werden müsse. Daß gerade im Bereich der Ökumene jedoch immer wieder mit Rückschlägen und fehlender Dialogbereitschaft zu rechnen ist, schildert T. Vereš. Er kritisiert das „rätselhafte Schweigen“ über eine Veröffentlichung von 1992, die das ökumenische Gespräch in Kroatien fördern wollte. Es handelt sich um zwei Schriften von Thomas von Aquin, die A. Pavlović ins Kroatische übersetzt und unter dem Titel „Das Gespräch mit den Orthodoxen und Moslems“ herausgegeben hat. Bisher hat diese Publikation im südslawischen Raum kaum Beachtung gefunden.

Den Prozeß von 1946 gegen den Erzbischof von Zagreb, Alojzije Stepinac, wegen seiner angeblichen Verbindung zur Ustaša-Bewegung beschreibt K. Boeckh; anhand der damaligen Presseberichte sieht sie die Gerichtsverhandlung als Schauprozeß, der ihrer Meinung nach das Ziel verfolgt habe, das Ansehen der katholischen Kirche im kommunistischen Staat Titos zu schmälern. In diesem vorletzten Bereich CONTEMPORANEA legt D. Zils dem Leser eine autobiographische Skizze vor, die die Notwendigkeit des ständigen Lernens von Dialog aufzeigt, die aber auch die Lust und Freude an einer solchen – ein Leben lang anhaltenden – Dialogsuche spürbar werden läßt. Aus seinen Erfahrungen kann Zils berichten, daß Ängste und Vorurteile durch die Bereitschaft, sich dem anderen zu öffnen, überwunden werden können.

Der letzte Themenbereich PRACTICA greift diese ansprechende Darstellung von Zils wieder auf: Dialog als konkrete Lebensgestaltung. So fragt A. Kusić nach dem „Dialog im Kontext der zwischenmenschlichen Beziehungen“ und sieht in der Vernachlässigung des Dialogs den Grund für individualistische und egoistische Gesellschaftsentwicklungen. Im

Dialog, im Zuhören entdeckt V. Grmič die „Sprache der Toleranz“. In einer säkularisierten Gesellschaft muß gerade das Christentum die Wertschätzung des Andersdenkenden verkünden und den Dialog suchen. Die Kirchen müßten sich beispielsweise auch mit der Rockmusik auseinandersetzen, wie A. Bobaš ausführt, um einen „Ort des Dialogs“ mit Jugendlichen zu schaffen. Ein „Ort des Dialogs“ möchte auch diese Festschrift sein und den Leser „auf den Weg zur Wahrheit und zum Glauben“ führen. Sicher – ein Buch kann nicht Intoleranz, Haß und Gewalt in der Welt verhindern. Vielleicht trägt es aber dazu bei, daß wir ebenso diskutieren, so handeln, so aufeinander zugehen, wie es sein Titel von uns fordert: im „Dialog“.

Elias H. Füllenbach OP

SACHAU, Rüdiger: *Westliche Reinkarnationsvorstellungen*. Gütersloh 1996: Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus. 339 S., kt., DM 68,- (ISBN 3-579-02078-1).

Die Verbreitung des Gedankens einer Wiedergeburt spricht für dessen Anziehungskraft in der Moderne, auch und besonders in der Moderne der westlichen Kultur. Wenn am Ende des 20. Jahrhunderts fast ein Fünftel der Bevölkerung der westeuropäischen Staaten und der USA an eine Reinkarnation glauben, muß es dafür Gründe geben.

Die vorliegende Untersuchung ist erwachsen aus der Arbeit des evangelischen Gemeindepfarrers und des theologischen Lehrers. Sie ist zudem geprägt durch den Dialog mit vielen Betroffenen, aus dem dann schließlich die wissenschaftliche Aufarbeitung erwuchs, die im Sommer 1995 an der Universität Marburg als Dissertation angenommen wurde. Die Arbeit überzeugt durch ihren klaren Aufbau, der den fortschreitenden Gedanken folgen läßt, wobei ein ungeheuer weites Feld zu bestellen ist.

In 15 großen Abschnitten wird die Religion behandelt und die Moderne als Kondition von Religion; weiter gilt es die verschiedenen westlichen Reinkarnationsvorstellungen zu behandeln, die dann bis zu den Wurzeln des 18. und 19. Jahrhunderts zurückverfolgt werden; auch die geistigen Bewegungen um Rudolf Steiner und Shirley MacLaine werden behandelt sowie die Reinkarnationstherapie Thorwald Dethlefsens; Fallbeispiele, außerordentliche Erfahrungen und soziologische Bezüge kommen zur Sprache.

Im letzten Abschnitt werden die Grenzen genannt, auf die diese Vorstellungen bei der Begegnung mit dem christlichen Glauben stoßen. Die Einmaligkeit von Geschichte, Heil und Gnade wird nicht verschwiegen, auch wenn sie mir zu wenig betont ist und durch die zuversichtliche Hoffnung auf den Dialog mit diesen Vorstellungen zu sehr nivelliert erscheint.

Trotz dieser Bedenken ist die Untersuchung in ihrer Klarheit und Fülle von Einsichten, Beobachtungen und Zugängen bedeutsam und dankbar zu begrüßen. Das übersichtliche Inhaltsverzeichnis macht sie zum Arbeitsbuch, was auch für das umfangreiche Literaturverzeichnis von 36 Seiten gilt.

Viktor Hahn

PLACHER, William C.: *The Domestication of Transcendence. How Modern Thinking about God Went Wrong*. Louisville, Kentucky 1996: Westminster John Knox Press. 222 S., Paperback, \$ 21,- (ISBN 0-644-25635-X).

Der Religionsphilosoph Placher legt mit seiner theologiegeschichtlichen Untersuchung zum Umbruch der Philosophie und Theologie im 17. Jahrhundert zugleich ein leidenschaftliches Plädoyer für die ungezähmte Größe und Andersartigkeit Gottes vor: „Transcendence that fits our categories has been domesticated“ (10). Das Problem der Gegenwart ist für ihn weniger das Unvermögen zu glauben als vielmehr „the world’s characteristically trivial images of God“ (XI).

Den Beginn dieser Entwicklung sieht er im 17. Jahrhundert. Entgegen den Meinungen der zeitgenössischen Theologie, die oftmals der Tradition einen klassischen Theismus unterstellt, ruft Placher gerade die Tradition an als Zeugen für ein nicht-theistisches Denken der

Transzendenz Gottes. Seine Auswahl, Thomas von Aquin, Jean Calvin und Martin Luther, mag für Europäer vielleicht ungewöhnlich anmuten, entstammt aber wohl dem ökumenisch weiteren Denken amerikanischer Theologen, nicht der persönlichen Zufälligkeit eines einzelnen Theologen.

Die sozialen und ökonomischen Erschütterungen im 17. Jahrhundert und die Infragestellung der Gewißheiten waren der Kontext, in dem nach Rationalität gegriffen wurde, nach Plachers Meinung weniger aus Selbstsicherheit als vielmehr aus totaler Verunsicherung. Ähnliches sieht er in der zeitgenössischen Theologie, innerhalb der er vor allem die Prozeßtheologie im Gefolge des 17. Jahrhunderts sieht und wegen ihres erkenntnistheoretischen Optimismus ablehnt und sich selbst eher der postmodernen Theologie zuordnet wegen deren Bekenntnis zur Fragmentarität des Erkennens.

Sein Vorwurf an die moderne Theologie, Gott nach den eigenen Vorstellungen zu sehen, ihn zu „domestizieren“ und für die eigenen Interessen zu gebrauchen, trifft aber seiner Meinung nach die konservative Theologie, die dies oft der feministischen und Befreiungstheologie vorwirft, mindestens ebenso sehr selbst: „As if the God of American nationalism or free-market capitalism or male hegemony were not at least as much the product of theological functionalism and therefore equally a form of idolatry“ (16). Daher richtet sich sein Augenmerk auch nicht deshalb auf das 17. Jahrhundert, weil hier erstmals oder besonders stark Gott in herrschende philosophische Vorstellungen gebracht oder eigenen Interessen dienstbar gemacht werden sollte – denn dies hat es immer gegeben, betont Placher –, sondern weil sich hier ein Bruch im Denken vollzieht; die Erkenntnis der Tradition über Transzendenz und Immanenz in ihrer gegenseitigen Durchdringung ging verloren, und erkenntnistheoretische Anmaßung und bürgerlich trivialisierte Gottesbilder traten an die Stelle.

Placher übt scharfe, aber nicht polemische Kritik an der Moderne, und er bleibt sich dessen sehr bewußt, daß es keinen Weg zurück gibt: „We could not go back to that world if we wanted to, and we would not want to if we could“ (2.215; eig. Hervorhebung). Stattdessen sucht er eine neue Synthese und findet dafür im Denken der Tradition über die Transzendenz Gottes hilfreiche und notwendige Lektionen. Jessica Weis

ALBUS, Michael: *Die unbekannt Religion*. Auf der Suche nach dem Christentum. Freiburg 1997: Herder. 184 S., kt., DM 26,80 (ISBN 3-451-26197-9).

Der Verfasser, heute in führender Position beim ZDF, hat dort lange Zeit hindurch Sendungen mit Bezug zu religiösen Themen mitgeprägt. Die Beiträge des promovierten Theologen waren dabei durchweg von einer aufgeschlossenen und zugleich realistisch bedacht-samen Art gekennzeichnet. Ganz offenkundig bewog ihn die gegenwärtige, besonders auf der Nordhälfte der Erde nicht leichte Situation von Christentum und Kirche und Erfahrungen mit Menschen in diesem Zusammenhang dazu, dieses Buch zu schreiben. „Ich lerne immer mehr – vor allem jüngere – Menschen kennen, die in heftigen Suchbewegungen begriffen sind. Die christliche Religion ist dabei nur eines der vielen Angebote, die ihnen begegnen. Aber viele wenden sich von diesem Angebot ab. Nicht nur, weil sie mit der Art und Weise, wie es ihnen kirchlicherseits gemacht wird, nicht mehr viel oder rein gar nichts anfangen können, sondern auch, weil sie eigentlich gar nichts mehr darüber wissen. Solche Menschen hatte ich vor Augen, als ich dieses Buch schrieb. Meine Absicht war es, ... zu zeigen ..., daß die christliche Religion eine gute Religion ist, die ihnen helfen kann, und nicht eine, die ihnen schadet“ (9). Diesen Sätzen war im Vorwort ein Hinweis auf das wahrscheinliche Überwiegen der negativen Elemente im sogenannten modernen „Fortschritt“ vorausgegangen („Ist es ein Fortschritt zu wünschenswerten und erstrebaren Zielen? Oder führt der Schritt fort von uns selber, läßt uns immer in die Entfremdung geraten? – Ich neige dazu, mit einem vorsichtigen Ja dem Letzteren zuzustimmen“ [ebda.]). Nicht oft haben Sätze eines Vorwortes mit wenigen Worten eine Position markiert, aus der dann der ganze folgende Inhalt eines Buches so konsequent entwickelt wird: Albus will Menschen, die dem Christentum skeptisch gegenüberstehen, zum christlichen Glauben hinführen, und dies trotz einer recht kritisch gesehenen (de facto katholischen) Kirche.

Dabei geht der Verfasser konsequent induktiv vor. Er geht von „Wahrnehmungen“ aus, in denen sich Menschen „trotz allem“ mit ihren Fragen erfahren (25–40); er behandelt dann „Religion“ als ungenau, aber unabweisbar erfahrene Dimension von Menschsein (43–61), konkretisiert dies alles auf „Das Christentum“ hin (65–127), wobei der größte Teil dieses Abschnitts von Jesus handelt (u. a.: „Zeit und Herkunft Jesu“; „Spurensuche“; darin: Jesus und die Kinder, die Kranken, die Frauen, die Armen, die Toten; „Selig seid ihr“ und „Wehe euch“; „Letzte Worte“; „Jesus lebt – das Wunder schlechthin“). Daran schließt sich u. a. eine „Missionsgeschichte – kurzgefaßt“ an sowie ein Abschnitt über „Auf und Ab – die Geschichte der Kirche“. Der letzte große Teil bildet eine kleine mystagogische Einführung in die Welt der Bilder und Zeichen, der konkreten Symbole für das Transzendente (Wasser, Brot, Weg, Berg, Wüste, Baum, Licht) sowie in die großen christlichen Feste. Daran schließt sich ein (sehr) „persönlicher Exkurs“ mit Notizen nach dem plötzlichen Tod der Tochter des Verfassers im Jahr 1995 an: „Der Tod oder das Schweigen Gottes“ – doch ist nicht dieser Abschnitt, sondern eine Betrachtung mit der Überschrift „Auf-Brech“ das letzte Wort des Buches.

Betrachtet man die Vielfalt der angesprochenen Einzelthemen, wird man sagen müssen: Der Verfasser hat sich viel vorgenommen. Ich meine auch, er hat viel erreicht.

Es gibt zwar in dem Buch Aussagen, bei deren Pessimismus man geteilter Meinung sein kann. Zum Beispiel: ist unsere heutige Kultur wirklich überwiegend negativ, hat sie nicht bei aller unleugbaren tiefen Problematik auch Aspekte, die dem Menschsein, dem Christsein helfen? Leistet das Christentum wirklich keinen Beitrag zur Lösung der Menschheitsprobleme (57)? War Jesus der Baumliebhaber, als der er dargestellt wird (149), und ist unser Wald wirklich tot, wie seit 17 Jahren jeweils für die allernächste Zukunft gesagt wird (147)? Schließlich: gibt es nicht doch viele (!) Menschen, welche die christlichen Feste „bürgerlich“ und doch zugleich auch in ihrer christlichen Tiefendimension (einschließlich Misereor und Adventiat) feiern? Auch an die Zeilen über Jesus in seiner Familie wäre wohl eine Rückfrage zu richten (71).

So bildet das Buch einerseits für bereits glaubende Christen eine erneute Hinführung zu dem, was diese bereits glauben, allerdings ohne inhaltliche Vollständigkeit. Andererseits würde ich nicht zögern, das Buch, vielleicht versehen mit einem persönlichen mündlichen Kommentar, jemandem zu geben, der angesichts des Christenglaubens ratlos und verständnislos ist. Das Buch hat den Vorzug, nicht allzu ausführlich zu sein und nicht durch Ermüdung zu entmutigen. Gerade wegen dieser Sparsamkeit der Darstellung dürfte es wohl bei nicht wenigen Menschen das Ziel erreichen, das es sich vorgenommen hat und das in den eingangs referierten Zitaten umrissen ist – ein Ziel, das für jeden Christen wichtig sein müßte.

Peter Lippert

Handbuch der Marienkunde. Hrsg. von Wolfgang BEINERT und Heinrich PETRI. Bd. 1: Theologische Grundlegung – Geistliches Leben. Regensburg 2., völlig neu bearb. Aufl. 1997: Fr. Pustet. 693 S., geb., DM 148,-, Subskriptionspreis DM 118,- (ISBN 3-7917-1526-7).

Daß nach den zwei Jahrzehnten „mariologischer Sparsamkeit“, die auf das Zweite Vatikanische Konzil gefolgt waren, das Thema Maria wieder in die Theologie zurückgekehrt war, zeigte sich spätestens in der Herausgabe des „Handbuch der Marienkunde“ im Jahre 1984. Wie dezidiert diese Rückmeldung erfolgt ist, wird deutlich, wenn die notwendig gewordene Neuauflage dieses Handbuches nun nicht mehr in einem Band erfolgen konnte, sondern auf zwei Bände konzipiert werden mußte, deren erster hier vorliegt.

In ihm waren Ergänzungen notwendig: so in der Darstellung Marias in der Heiligen Schrift, wo Franz Mußner „Wichtige Einzelaspekte des neutestamentlichen Marienbildes“ hinzugefügt hat, oder bei der Behandlung Marias in der Liturgie, wo August Jilek „Mariennesen und Marienvespern“ kritisch untersucht (wobei seiner Ablehnung des neuen Meßbuches mit Mariennesen zuzustimmen ist, während andere kritische Bemerkungen überzogen erscheinen). Weiter waren ganze Bereiche nachzutragen und neu in das Hand-

buch aufzunehmen: so die Untersuchung über die Stellung Marias in der orthodoxen Theologie und Frömmigkeit durch Anastasios Kallis; die Stellung Marias in der Theologie der Befreiung durch Giancarlo Collet und in der Feministischen Theologie durch Regina Radlbeck-Ossmann.

Neugestaltet wurde die dogmengeschichtliche Untersuchung „Maria in der Geschichte von Theologie und Frömmigkeit“ durch Stefano De Fiores wie auch der Beitrag „Die Mariologischen Dogmen und ihre Entfaltung“ durch Wolfgang Beinert.

Der so auf den neuesten Stand gebrachte Band ist in Wahrheit ein Arbeitsbuch, bei dem ein ausführliches Personenregister (19 Seiten) und Sachregister (28 Seiten) einen guten Zugang zu Einzelthemen ermöglichen, was auch für das „ausführliche“ zweite Inhaltsverzeichnis am Ende gilt, während die Gesamtbibliographie am Ende des zweiten Bandes eingeplant ist.

Viktor Hahn

Moral und praktische Theologie

Handbuch für den Pfarrgemeinderat. Hrsg. Landeskomitee der Katholiken in Bayern. München 1996: Don Bosco Verlag, Ringmappe, DM 24,80 (ISBN 3-7698-1011-2).

In erster Auflage erschien 1996, herausgegeben vom Landeskomitee der Katholiken in Bayern, eine ausführliche, als Ringbuch gestaltete Handreichung. Vorab: vom Erscheinungsdatum her möge man keinen Bezug zur römischen Instruktion vom November 1997 erwarten. Diese tangiert auch, wie es in ersten offiziellen Stellungnahmen heißt, nicht die Grundlinien des Laienapostolats, wie sie denn hier auch für die PGR beschrieben werden.

Das Werk gliedert sich in drei Hauptteile: 1. Grundlagen; 2. Der Pfarrgemeinderat; 3. Aufgabenfelder. Wenn kompetente Namen unter den Verfassern sind und wenn Kardinal Wetter das Vorwort geschrieben hat, so ist von vornherein mit einem weithin „zustimmungsfähigen“ Werk zu rechnen. So bleibt hier nur, ein paar Einzelinhalte zu erwähnen und ein paar Kleinigkeiten zu kommentieren.

Im Grundlagenteil findet sich, freilich sehr skizzenhaft kurz, ein Abriß zum Thema Ehrenamt (R. Waschbüsch), zum Selbstverständnis der Laien (P. Neuner – seine Deutung von Canossa wäre wohl zu hinterfragen...) und eine gute Sammlung von Grundlagentexten, eingeleitet von W. Bayerlein. Es wäre wünschenswert, wenn die Benutzer nicht gleich zum Teil 2 vorrückten, sondern diesem ersten Teil gebührende Aufmerksamkeit widmeten.

Der zweite Teil bringt dann in acht Abschnitten eine Fülle von praktischen Anregungen bis hin zur rechten Form des Sitzungsverlaufs eines PGR. Der dritte Teil behandelt 19 Aufgabenfelder (nicht allein des PGR, sondern durch ihn der jeweils ganzen Gemeinde). Unter anderem geht es um: Altenarbeit, Ausländische Mitbürger, Beruf und Arbeitswelt, Familie, Schule, Feste, Fremdenverkehr, Kunst, Kultur und Brauchtum, Ländliche Entwicklung, Liturgie, Mission, Gerechtigkeit und Frieden, Ökumene, Umwelt, Sport... Die Benutzer aus den Räten werden dringend in einer Vorbemerkung eingeladen, nicht alles tun zu wollen und Prioritäten zu setzen. Bedenkt man, daß die einzelnen Beiträge durchweg 3–4 Seiten lang (besser: kurz) sind, wird man sowieso nur Einstiege erwarten können. Diese fallen gelegentlich auch ein wenig einseitig aus (so wird zum Thema Altern die spirituelle Situation der Alten kaum angesprochen). Wo es um Ausländer geht, wird ein wenig blauäugig ignoriert, daß es auf deren Seite offenbar häufig eine Unwilligkeit zur Integration gibt, ja daß manche religiös fanatische Gruppen und manche Zeitungen Deutschland immer wieder verteufeln – und weil kaum ein Deutscher türkisch kann, bleibt dies offenbar oft unbeachtet. Die Beiträge von Ziegelbauer und Rattelmüller (über Kultur bzw. Brauchtum) sind temperamentvoll geschrieben, reizten mich aber in manchem zum Widerspruch. Soll die Kirche auf dem Lande wirklich „Kulturhoheit anstreben“ – und was ist da gemeint? Auch

manche polemische Schlenker („Konzerte und damit Applaus in die Kirche geholt hat“, S. 1; wieso ist die Fronleichnamprozession eine „Form, die man ... weggefegt hat“?). – Schade ist auch, daß das verwendete Glanzpapier das Lesen erschwert. Im ganzen jedoch haben wir hier ein Werk vor uns, daß sicherlich zahllosen zum Engagement bereiten Laien auch künftig viel Anregung und Hilfe bieten wird.

Peter Lippert

SCHMITT, Karl Heinz – NEYSTERS, Peter: *Jeder Tag voll Leben*. Das Buch fürs Älterwerden mit Bildern von Walter HADBANK. München 1996: Kösel. 414 S., geb., DM 48,- (ISBN 3-466-36459-0).

In 15 Kapiteln werden Themen, die den Menschen, der älter wird, betreffen, aufgegriffen, strukturiert und zum Teil stichwortartig behandelt. Es ist erstaunlich, wie viele Informationen hier zusammengetragen, didaktisch aufgearbeitet und mit wechselnden Methoden vermittelt werden.

Zu den Hauptthemen zählen: Geschichtlichkeit des Lebens in seiner Individualität und Pluralität; Stellung zum Alter im Lauf der Geschichte; Glaube im Alter; Abschied von der Erwerbstätigkeit und neues Tätigsein; die Verschiedenheit von Mann und Frau im Älterwerden; gemeinsam leben und lieben im Alter; die Beziehung zwischen den Generationen; Notwendigkeit des ständigen Lernens; Wohnen und für sich sorgen; geistig und körperlich fit bleiben; finanzielle Vorsorge und Erbschaftsregelungen; Krankheit und Pflege; Sterbeprozess und Tod; vom Umgang mit der Zeit.

Das durchgehende Ziel des Buches ist es, dem Leser die Einsicht zu vermitteln, daß Altwerden, daß Krankheit, Sterben und Tod zum Leben gehören und daß es darauf ankommt, den jeweiligen Lebensanteil im Verlauf der eigenen Lebensgeschichte zu entdecken und dem damit gegebenen Lebensauftrag zu entsprechen.

Besonders positiv hervorzuheben sind die hier vermittelten theologischen Einsichten und spirituellen Anregungen sowie die sehr guten Gebetstexte. Eine Zusammenstellung von Adressen zentraler Informations- und Beratungsstellen sowie einige Literaturhinweise zu den einzelnen Kapiteln runden den Wert dieses Ratgeberbuches ab. Klemens Jockwig

KLASVOGT, Peter – STAPEL, Hans: *Durchkreuzt und verwandelt*. Fazenda da Esperanza – wo die Hoffnung einen Namen hat... Paderborn 1996: Bonifatius Druck-Buch-Verlag. 48 S., geb., DM 29,80 (ISBN 3-87088-927-6).

Mit einer persönlichen Erinnerung möchte ich beim Vorstellen dieses Buches beginnen. Anlässlich des Generalkapitels unseres Ordens von 1991, das in Brasilien stattfand, bot sich für eine begrenzte Zahl Interessierter die Gelegenheit, ein „Heim für Aidskranke“ zu besuchen. Ich war damals nicht dabei, hörte aber die Hochachtung und Bewunderung derjenigen, die das „Heim“ gesehen hatten. Und nun erzählt ein Buch genau von dieser Initiative, nur ist sie mehr als einfach ein „Heim für Aidskranke“ – das ist sie auch. Aber auch kriminell gewordene Jugendliche, Drogenabhängige und andere, die „aus der Bahn geworfen wurden“, haben hier eine wirkliche Heimat gefunden und z.T. selbst Verantwortung übernommen. Der Band ist gut ausgestattet mit Bildern des Künstlers Evilázio; dieser benutzt ausgedientes Material, Metallteile, Schrauben, altes Holz, um Skulpturen religiösen Inhalts zu schaffen; auch diese Methode will ein Stück der Grundidee des Werkes sein: aus scheinbar Nutzlosem, Weggeworfenem Sinnvolles zu schaffen. Der Band enthält vor allem eine Reihe von Beschreibungen und von Biographien einiger der jungen Leute, die dort leben. Die Texte lesen sich befreiend und machen nachdenklich. Die „Heilkraft des Glaubens“ (Häring) zeigt sich hier am Exempel. Es gibt ein gutes Gefühl, zu wissen, daß diese Initiative auf einen deutschen Franziskaner zurückgeht (Hans Stapel). Inzwischen scheint das Werk gut zu gedeihen. Das Buch stimmt zuversichtlich. Man darf dem weiteren Weg derer, die dort leben, Hilfe und Segen wünschen, dem Buch aber hinschauende Leser.

Peter Lippert

Wohlstand trotz alledem. Alternativen zur Standortpolitik. Hrsg. von Matthias MÖHRING-HESSE, Bernhard EMUNDS und Wolfgang SCHROEDER. Knauer TB, Bd. 80086. München 1997: Droemer Knauer. 320 S., kt., DM 16,90 (ISBN 3-426-80086-1).

Zum sechzigsten Geburtstag von Friedhelm Hengsbach haben Mitarbeiter des Nell-Breuning-Instituts zusammen mit dem Gewerkschafter Wolfgang Schroeder diesen Sammelband herausgegeben. Sie wollen Hengsbachs Aufruf, das Paradigma der Konkurrenz durch das der Kooperation zu ersetzen, aufgreifen und zur Diskussion stellen. Hengsbachs Begriff der Kooperation ist keineswegs ein idealistisch abgehobener, sondern ein der konkreten politischen und ökonomischen Wirklichkeit angemessener, wenn er sie versteht als „Interessenausgleich zwischen dem, was dem eigenen Vorteil dient, und der Berücksichtigung der Interessen der übrigen Beteiligten“ (25). Er begründet seinen Vorschlag sowohl induktiv aus einer Analyse der gegenwärtigen Krise als auch deduktiv aus einem theologischen Verständnis der Wirklichkeit, das gegenüber dem neuzeitlichen instrumentellen Verhältnis des Menschen zur Welt zurückkehren müsse zu einem Selbstverständnis als Haushalter inmitten von Geschöpfen mit eigenen Ansprüchen (33), man könnte wohl sagen: zu einem kooperativen Selbstverständnis.

Hengsbachs Thesen werden von Autoren der unterschiedlichsten Richtungen diskutiert, darunter so prominente Namen wie Lafontaine und Däubler-Gmelin, Walter Riester und Norbert Walter, aber auch Wissenschaftler verschiedener Fachrichtungen.

Einige Beiträge seien kurz charakterisiert, um einen Eindruck von der Breite der vertretenen Standpunkte zu vermitteln:

Gunter Hofmann von der ZEIT weist darauf hin, das „Wort von der Politikunfähigkeit aus dem Munde derer, die heute Reformen versprechen, ersetzt beinahe schon das Wort von der ‚Unregierbarkeit‘, das zur Leitmelodie der konservativen Gesellschaftskritik der siebziger Jahre wurde“ (43), wobei der entscheidende Unterschied zwischen den Reformern der siebziger Jahre und denen, die sich heute so verstehen, grundsätzlicher Art ist: Damals ging es um mehr Partizipation, mehr politische Gestaltung der Gesellschaft, „heute organisieren die ‚Reformer‘ vor allem den Rückzug der Politik aus bisher öffentlichen Angelegenheiten“ (44).

Hingegen unternimmt Rainer Hanks (FAZ) einen Rundumschlag gegen Moralismus, Antikapitalismus, katholische Soziallehre und Welfarismus. Er hält den Antikapitalismus für das Bauprinzip der Bundesrepublik, das sich bis in die 90er Jahre gehalten habe (62). Am Beginn habe ein „pointiert antikapitalistisches“ (58) Selbstverständnis gestanden, das überhaupt nur die Alternative zwischen „Sozialismus oder christlich-sozialistischem Antikapitalismus“ (59) gelassen habe, wobei er diese Kontinuität nicht nur auf eine „romantische Tradition“ (ebd.) zurückführt, sondern sich zu der historisch restlos falschen und menschlich üblen These versteigt, es habe eine „unbewußt inszenierte Kontinuität zum Antikapitalismus des Nationalsozialismus, insbesondere seines Antisemitismus“ (60) gegeben. Gegen „Christen und Kommunisten, [die] warnen und mahnen zu Geduld“ (65), fordert er eine „mehr wettbewerblich ausgerichtete kapitalistische Gesellschaft“ (67). Die Lektüre dieses hetzerischen Artikels wirft die Frage auf, ob die Herausgeber bei ihrem ehrenwerten Anliegen, unterschiedlichste Auffassungen zu Wort kommen zu lassen, vielleicht etwas zu weit gegangen sind, indem sie diesen Artikel aufgenommen haben. Die aggressive Offenheit Hanks hat jedoch einen Vorteil: sie entlarvt ihn und seine Richtung.

Gänzlich anders im Stil, moderat und auf solider analytischer Basis, aber auch nicht unproblematisch in den Vorstellungen sind Wolfgang Schäubles Überlegungen „Brauchen wir einen neuen Gesellschaftsvertrag?“. Er fordert eine „Rückbesinnung auf die andere, die gerade nicht in rationalen Vertragskategorien denkende ältere Tradition politischen Denkens, die – historisch richtig – den Menschen als ein Gemeinschaftswesen von Anfang an ... verstanden hat“ (201). Diese Gemeinschaft ist für ihn die Nation als „Schicksals- und Verantwortungsgemeinschaft nicht nur aus der Vergangenheit heraus, sondern auch in die Zukunft hinein“ (202). Er versteht Gemeinschaft zwar als konstituiert durch gemeinsame Vorstellungen und Werte, doch steht hinter seiner sicherlich berechtigten Kritik (z. B. 209)

und seinem Plädoyer für Solidarität im überschaubaren Nahbereich (207) m.E. ein Gemeinschaftsbegriff, der sich dem mühsamen Ringen in einer Gemeinschaft um Wertekonsens letztlich entziehen will durch Rückgriff auf vorrationale Normensetzung und Verpflichtung des einzelnen auf das Kollektiv, zu dem er sich nicht kritisch wählend und gestaltend verhalten kann (von Nation als „Schicksalsgemeinschaft“ zu sprechen, ist bei Schäuble wohl keine zufällige begriffliche Ungeschicklichkeit, sondern bewußte Wahl des äußerst belasteten Begriffs).

Die skizzierten Beiträge sind charakteristisch für den Stil des Buches: Es sind aktuelle, engagierte, schnell geschriebene Artikel, die mehr Zeitungs- als wissenschaftlichen Stil haben. Dadurch fehlt es zuweilen an Klarheit der Begriffe und Fairneß der Diskussion. Doch es ist ein echter Diskurs über ein anstehendes Thema und ehrt Hengsbach auf die ihm gemäße Art, indem es seine Gedanken aufgreift, zur Diskussion stellt und weiterdenkt.

Jessica Weis

Kirchengeschichte – Biographien

Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils (1959–1965). Hrsg. von Giuseppe ALBERIGO, deutsche Ausgabe hrsg. von Klaus WITTSTADT. Bd. 1: Die katholische Kirche auf dem Weg in ein neues Zeitalter. Die Ankündigung und Vorbereitung des Zweiten Vatikanischen Konzils (Januar 1959 bis Oktober 1962). Mainz 1997: Matthias-Grünwald-Verlag i. Gem. m. d. Verlag Peeters, Leuven. 592 S., Ln., DM 98,- (ISBN 3-7867-2946-2).

Wenn schon die von Alberigo herausgegebene „Geschichte der Konzilien“ begrüßt und als spannende Begegnung mit der eigenen Glaubensgeschichte angesprochen wurde (vgl. OK 34, 1993, 503), dann gilt dies erst recht für seine neueste Veröffentlichung, in der diese Glaubensgeschichte zur Zeitgeschichte wird.

Mit Recht vermerkt A. im Vorwort, dreißig Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil sei es geboten, „sich der Frage nach dem aktuellen Stand des Wissens über dieses Konzil, seine Entwicklung und seine Bedeutung zu stellen“. Dabei sei es wichtig, sich von der Vorstellung zu befreien, das Konzil sei eine Sammlung von Texten; vielmehr müsse es wieder ein Ereignis werden, dessen Charakteristika (die Erneuerung, das besorgte Suchen, die Offenheit gegenüber dem Evangelium und die geschwisterliche Achtung gegenüber allen Menschen) nicht Vergangenheit sind, sondern den Geist des Konzils ausmachen.

Diesen Geist an die Generation weiterzugeben, die das Konzil nicht mehr miterlebt hat, ist die Aufgabe dieser „Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils“, welche das Handwerkszeug für eine kritische Sicht dieses großartigen Ereignisses bieten will, indem sie nicht nur Fakten berichtet, sondern auch den Geist aufzudecken sich bemüht, der sich in Wechselwirkung mit den Außenereignissen auf dem Konzil entfaltet hat. Dieser Aufgabe hat sich ein Forschungsprojekt gestellt, in dem 51 Wissenschaftler (darunter fünf deutschsprachige) zusammenarbeiten (und nach dem Zeugnis des Herausgebers dabei ein Wiederaufleben des konziliaren Geistes selbst erfahren).

Der erste Band, der sich mit der Vorbereitungsphase des Konzils befaßt (1959–1962), behandelt diese in fünf, teilweise sehr umfangreichen Abschnitten, deren Titel bereits die Dramatik des Geschehens ahnen lassen: „Die Ankündigung des Konzils. Von der Sicherheit des Sich-Verschanzens zur Faszination des Suchens“ (G. ALBERIGO, Bologna); „Die vorbereitende Phase (1959–1960). Der langsame Gang aus der Unbeweglichkeit“ (E. FOUILLOUX, Lyon); „Der Kampf für das Konzil während der Vorbereitung (1960–1962)“ (J. A. KOMONCHAK, Washington); „Das äußere Klima“ (J. O. BEOZZO, São Paulo); „Am Vorabend des II. Vatikanischen Konzils (1. Juli – 10. Oktober 1962)“ (K. WITTSTADT, Würzburg). Diese Hauptthematik wird umrahmt durch ein Vorwort „Dreißig Jahre nach dem Zweiten Vatikanum“ und ein Fazit „Vorbereitung für welche Art von Konzil“, beides aus der Feder des Herausgebers.

Die genau belegten Untersuchungen vermitteln einen Einblick in das vielschichtige Geschehen des Konzils, das sowohl über die Menschlichkeiten erschrecken läßt, die in ihm begegnen, als auch das Wirken des Geistes offenbart, das sich dadurch letztlich nicht unterdrücken läßt. Mit Spannung darf man auf die nächsten Bände warten. Viktor Hahn

MÜLLER, Wunibald: *Als Bischof Benno anfang zu leben*. Eine Erzählung. Mainz 1996: Matthias-Grünewald-Verlag, 158 S., kt., DM 26,80 (ISBN 3-7867-1944-6).

Bischof Benno ist unglücklich. Sein Amt bereitet ihm mehr Streß als Freude. Mit der Amtskirche im allgemeinen und mit Papst Johannes Paul II. im besonderen kann er sich nicht mehr identifizieren. Die Leiden seiner Schäfchen an der Kirche und wohl auch an ihm machen ihm zutiefst zu schaffen. Alles in allem: Der Oberhirte steckt tief in der Identitätskrise. Solange, bis Katharina auftaucht. Katharina, belesene Oberstudienrätin in den Vierzigern, war seinerzeit Bennos große Liebe. Dann hat sie sich aber nicht für ihn, sondern für einen anderen entschieden. Von dem ist sie mittlerweile geschieden. Mit ihrer empathischen Art gelingt es ihr bei einem Wiedersehen nach fast zwei Jahrzehnten, die inneren Blockaden des Bischofs abzubauen, so daß er sich in ihren Armen den Weltschmerz, der ihn zutiefst berührt, von der Seele redet und in Tränen ausbricht. Der Austausch der Zärtlichkeiten wird intensiver – beide schlafen miteinander. Bischof Benno ist verwirrt, aber er hat nun aufgehört, zu funktionieren und angefangen zu leben. Trotzdem weiß er zunächst einmal nicht, was er will – abdanken oder auf Katharina verzichten. Benno entschließt sich zu einer Psychotherapie und entscheidet sich danach für das Bischofsamt. Er folgt künftig seiner inneren Stimme und kommt mit Ehrlichkeit und Liebe seinen Aufgaben als Oberhirte nach. Die Freundschaft zu Katharina bleibt – man ist oft zusammen, tauscht Zärtlichkeiten aus, spart aber die sexuelle Ebene (wie auch immer sie definiert ist) aus.

Eine rührige Geschichte ist es schon, die Wunibald Müller, der Würzburger Theologe und Psychotherapeut da erzählt. Man kennt aus seinen Sachbüchern seine Präferenz für Empathie, Emotionalität und Intimität. So verwundert es nicht, daß sein erster Roman das Zölibat zum Thema hat. Ein heißes Eisen, das nach wie vor im Trend liegt. Doch kommt bei der Lektüre keine echte Lesefreude auf. Einmal ist es der Stil, in dem Müller schreibt. Da läßt er sich über Seiten hinweg über Menüs und kredenzte Weine aus, dann fügt er zum Teil verwirrende Zitate ein – und schließlich ist alles allzusehr getragen von der Gefühlswelt der handelnden Personen und wohl auch der des Wunibald Müller. Spannung kommt wenig auf, und die allzu empathische Schreibweise bewirkt das Gegenteil von dem, was sie wohl herbeiführen will. Der Rausch der Gefühle ertränkt die Möglichkeit, den handelnden Personen wirklich zu begegnen.

Überhaupt ist die ganze Story allzusehr mit der rosaroten Brille geschrieben. Um den Prozeß der Selbstwerdung voranzutreiben, ist viel mehr nötig als nur Empathie und Intimität. Selbstwerdung vollzieht sich in einem Prozeß, der auch Widerstand und Konfrontation braucht, freilich durch ein Gegenüber, das eine positive Einstellung zum anderen hat.

Überdies erscheint auch die unterschwellige Absage an den Zölibat, die das Buch durchzieht, fragwürdig. Müller postuliert für Zölibatäre eine gewisse Intimität zwischen Mann und Frau, die anscheinend allein den Geschlechtsakt ausspart. Nun ist die Berufung zur Ehelosigkeit nicht jedem gegeben, so daß der, der es nicht fassen kann, es auch nicht fassen soll. Sie ist aber offensichtlich Menschen gegeben, wie das Zeugnis vieler Priester und Ordensleute zeigt, die eine bemerkenswerte seelische Reife besitzen und auch ohne eine intimere Beziehung erfüllt leben können. Das Geheimnis jener Zölibatäre ist dabei oft eine intensive und interessante Gottesbeziehung und eine daraus erwachsene liebe- und freudvolle Offenheit gegenüber sich selbst und den Mitmenschen.

Der gegenwärtige Trend zu einer Überwertung der Sexualität ist anscheinend an Wunibald Müller nicht spurlos vorbeigegangen. Das Buch sollte mithin nicht als allgemeingültige Lehre zum gelungenen Priester- oder Bischofsleben gesehen werden, eher wohl als die Selbstexploration eines dichtenden Psychotherapeuten, der Empathie und Intimität als Königsweg zur Selbstwerdung unter den Augen Gottes betrachtet. Raymund Fobes

HÄRING, Bernhard: *Geborgen und frei*. Mein Leben. Freiburg 1997: Herder. 159 S., geb., DM 26,80 (ISBN 3-451-26385-8).

Wenn man den Verfasser eines Buches durch viele Jahre hin kennen und schätzen gelernt hat; wenn dieser Verfasser eine im kirchlichen Lehrbetrieb bestens bekannte Persönlichkeit ist; wenn er zudem seinen 85. Geburtstag gefeiert hat und wenn das Generalkapitel seiner Ordensgemeinschaft ihn namentlich zu diesem Anlaß lobend erwähnt hat (ein bis jetzt neuartiger Vorgang); wenn all das bis in die Tagespresse hinein Aufmerksamkeit gefunden hat, dann entsteht für die Besprechung des Buches eines solchen Verfassers sicherlich eine besondere Situation. Doch soll und will das Buch ja sicherlich auf Leser wirken, bei denen die genannten „besonderen Beziehungen“ nicht in gleichem Maße gegeben sind.

Die kurze, darum gut lesbare Autobiographie schreitet den ganzen, an Ereignissen wahrlich nicht armen Lebensbogen des Verfassers ab. Manches wird Lesern früherer Bücher nicht unbekannt sein („Als es ums Überleben ging“; „Meine Erfahrungen mit der Kirche“). Doch haben wir hier erstmals das Ganze dieser Biographie überschaubar vor uns. Das beginnt mit Elternhaus, Familie und Kindheit, geht über die kurzen Vorkriegsjahre im Kloster, den Krieg, das Hingeführtwerden zur Moraltheologie in der Nachkriegszeit, die *Accademia Alfonsiana*, die (sehr bedeutende) aktive Mitwirkung am Konzil bis in die Turbulenzen der Nachkonzilszeit (z. B. im Hinblick auf „*Humanae vitae*“), über Aufbrüche (führende Beteiligung an der Entstehung der *Houses of Prayer* in den USA) bis in die langen Jahre schwerer Krankheit. Zwei Kapitel wirken dabei eher wie zusammenfassende Einschübe (Kapitel 8 und 10), die den Duktus etwas unterbrechen, aber wieder viele interessante Einzelheiten enthalten. Ein ruhiger Rückblick auf ein Leben, das auch reich an Konflikten war (Kapitel 11 „Im Ruhestand“), und die Gesamtkonzeption des Buches, das sich als beschreibende Glaubensgeschichte und als Lob der Gnade in diesem Leben versteht, machen das Buch zu einer abwechslungsreichen, nachdenklich machenden und spirituellen Lektüre. Jeder, der in der kirchlichen Zeitgeschichte nach Querverbindungen zum eigenen Erleben oder – wenn er/sie der jüngeren Generation angehört – nach Erzählungen von Ereignissen sucht, die nicht selbst erlebt wurden, die aber ins Heute hinein fortwirken, wird hier fündig werden.

Peter Lippert

Liturgie – Homiletik

Christologie der Liturgie. Der Gottesdienst der Kirche – Christusbekenntnis und Sinaibund. Hrsg. von Clemens RICHTER und Benedikt KRANEMANN. Reihe: *Quaestiones disputatae*, Bd. 159. Freiburg 1995: Herder. 300 S., kt., DM 48,- (ISBN 3-451-02159-5).

Der vorliegende Band der *Quaestiones disputatae* stellt eine Tagung der Liturgiewissenschaftler zum Themenkomplex Verheißung – Erfüllung, Alter Bund – Neuer Bund, Altes Testament – Neues Testament in der gefeierten Christologie der Liturgie vor. Diesen Fragen nachzugehen ist um so wichtiger, wenn Liturgie als Quelle der systematischen Theologie verstanden wird (Richter, 11). Aus den vielfältigen, von hervorragenden Fachleuten vorgelegten Beiträgen seien einige wenige herausgegriffen:

Zenger beklagt das mangelnde Ernstnehmen des Alten Bundes in den liturgischen Texten. Beckers Plädoyer für eine christologische Deutung als einzig mögliche christliche Deutung des Alten Testaments aus dem Glaubensgeheimnis heraus weist Zenger vehement zurück und spricht sich gerade gegenteilig dafür aus, in Jesus den „designierten Messias“ (55) zu erkennen, der die Verheißung offenhält. So könne auch ein Defizit der liturgischen Christologie ausgeglichen werden, die „zwar sündenempfindlich, aber zu wenig leidempfindlich“ sei (56).

Braulik setzt die altkirchliche Psalmenauslegung mit der heutigen Exegese in Beziehung. Dieser Ansatzpunkt bietet sich für das Thema des Buches an, da altkirchliche Christologie weitgehend Psalmenchristologie sei (vgl. 62). Dabei gilt David der heutigen Exegese als

„Integrationsfigur“ des Psalters (69), und in seiner messianischen Dimension ermöglicht er, daß nach Braulik schon inneralttestamentlich die beiden Gebetsrichtungen vox Christi (der davidische Messias spricht die Psalmen) und vox de Christo (über den Messias zu Gott) in den Psalmen zu finden sind, erweitert um die vox pro Christo, das Gebet für den Messias, das vielleicht als Gebet um das Kommen des Reiches, für die Kirche und die Vollendung der Welt in unserem Psalmengebet zu wenig vorkommt.

Häußling geht bei der Betrachtung des Psalmengebets der Beobachtung nach, daß Liturgie grundsätzlich einen enormen Spannungsbogen aufweist, vom Gebet des hierarchischen Würdenträgers in der Kathedrale bis zum aller Mittel beraubten Gefangenen, der die Psalmen betet. Liturgie ist wesentlich Geschehen, nicht Text, und daraus ergibt sich für Häußling die unterschiedliche Herangehensweise der Fächer: „Exegese hat es zunächst mit Literatur zu tun, Liturgiewissenschaft mit Ereignisinterpretation“ (91).

Schulz, Pahl, Gerhards, Becker, Wohlmuth und andere vervollständigen den Band, indem sie aus ihren jeweiligen Forschungsrichtungen das Thema untersuchen. Daraus ist ein Band mit anspruchsvollen Einzelbeiträgen entstanden, die nicht immer Neues ergeben und nicht immer flüssig zu lesen sind, aber viele wichtige Fragen des Themas berühren und in erstaunlich engem Zusammenhang untereinander gehalten sind. Jessica Weis

HOBER, David: *Die Radiopredigt*. Ein Beitrag zur Rundfunkhomiletik. Reihe: Praktische Theologie heute, Bd. 25. Stuttgart 1996: W. Kohlhammer. 240 S., kt., DM 49,- (ISBN 3-17-014437-5).

Millionen Menschen hören Morgen für Morgen im Radio eine mit verschiedenem Titel benannte religiöse Kurzansprache. Die Länge geht über eine halbe bis maximal viereinhalb Minuten Sendezeit. Innerhalb der Rundfunkhomiletik greift hier der Autor mit seiner Dissertation an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Bonner Universität das Thema „Kirchliche Verkündigung im Hörfunk“ auf.

Im ersten Teil der Arbeit geht es um eine Bestandsaufnahme der Situation kirchlicher Verkündigung im Hörfunk. Neben der derzeitigen Situation werden die Rahmenbedingungen für die Verkündigungssendungen im dualen Rundfunk beschrieben. In einem weiteren Kapitel werden die entsprechenden kirchlich offiziellen Verlautbarungen referiert. Abgeschlossen wird diese Bestandsaufnahme mit einem Überblick über die rundfunkhomiletischen Aussagen der letzten vierzig Jahre (1945–1994), die der Autor mit der Auflistung anstehender Fragen und Bedingungen einer heutigen Rundfunkhomiletik abschließt und weiterführt. Im zweiten Teil werden dann in Form einer „kleinen Radiophänomenologie“ die genannten Bedingungen religiöser Rede in einer mediengeprägten, pluralistischen Gesellschaft dargestellt. Im dritten Teil sollen dann „die Umriss einer künftigen Rundfunkhomiletik skizziert“ werden.

Es geht auch bei der kirchlichen Verkündigung im Rundfunk um die fruchtbare Spannung zwischen „Situation“ und „Identität“. Die „Situation“ ist hier das „Zueinander von ganz unterschiedlichen, sowohl kommunikationspsychologischen, soziologischen, kommunikationstheoretischen und medialen Faktoren“ (S. 168). Die „Identität“ bedeutet die Verwirklichung des Selbstverständnisses von Kirche. Öffentliches Zeugnis vom Dasein Gottes mitten in der Welt wird die Kirche nur dann glaubwürdig geben können, wenn ihr Lebenswert in der Gesellschaft erfahren, „öffentlich“ wird. Im Wissen und Ernstnehmen der gegenwärtigen kommunikativen Bedingungen muß die Kirche glaubhaftes Zeugnis davon geben, daß Gott inmitten heutiger Lebensbedingungen ein Gott des Lebens mit den Menschen und für sie ist. Dies ist Sinn und Auftrag der Verkündigung im Rundfunk.

Der innerhalb der katholischen Pastoraltheologie wenig beachteten Rundfunkhomiletik hat Hober mit seiner Dissertation einen wertvollen Dienst erwiesen. Klemens Jockwig